



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 46.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

H. Hanna.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Nachdem ich eingetreten, schaute ich mich zuerst in dem ganzen Raume um, zu sehen, wer sich in demselben befand. Ich erblickte nur zwei Personen, George Redruth und seine

Mutter — Madeline war nicht da. Die alte Dame saß, in schwarzer Sammetrobe, das schneeweiße Haar glatt unter die dunklen Spitzen ihres Häubchens gestrichen, aufrechter Haltung in einem hochlehnenigen Fauteuil mit einer feinen Handarbeit beschäftigt; ihr zur Seite, auf einer Ottomane saß George Redruth mit übergeschlagenen Beinen, auf dem Knie ein offenes Buch balancirend. Er sah, ich muß es gestehen, wirklich hübsch aus in seinem feinen Gesellschaftsanzug und der blendend weißen Wäsche, und es nahm mich in diesem Moment durchaus nicht wunder, daß das Auge seiner Mutter so liebevoll auf ihm ruhte und daß Annie über ihre Kräfte versucht worden, als sie dies

einnehmende Gesicht ihr zulächeln sah, von diesen Lippen süße Schmeichelworte an ihr Ohr tönten. George Redruth war ein Mann, der das Sprichwort, „daß das Antlitz der Spiegel der Seele“ sei, zu schanden machte; niemand, der ihn zum erstenmale sah, hätte ihn einer niedrigen That für fähig gehalten.

Mein unangemeldetes, plötzliches Eintreten ließ Mutter und Sohn erschreckt auffahren. Sie schauten mit Blicken auf mich, die nichts weniger als liebenswürdig waren, und fragten mich beinahe gleichzeitig, was für ein dringendes Geschäft mich zu ihnen führe.

„Das Geschäft betrifft Sie, Mr. Redruth,“ entgegnete



Die Mine von St. Gurlott. „Wollen Sie jetzt nicht gehen? Bitte!“ sagte Madeline leise. „Um ihre ermillen.“ (S. 542.)

ich, „doch was ich Ihnen zu sagen habe, bespricht sich wohl besser unter vier Augen.“

Er rutschte unruhig auf seinem Sitze hin und her und schob aus den zusammengedrückten Augen Blicke bittersten Hasses zu mir herüber. Es kam mir vor, als ob sein zartes Gesicht blaß und blässer würde, er gab sich jedoch sichtlich Mühe, äußerlich ruhig zu erscheinen.

„Sie sprechen ja sehr geheimnisvoll,“ erwiderte er; „doch da Ihre Angelegenheit so wichtig zu sein scheint, daß Sie es für angemessen erachtet haben, sich den Eintritt zu uns auf so ungewöhnliche Art zu erzwingen, so sagen Sie rasch, was Sie zu sagen haben, und machen dann so schnell als möglich, daß Sie wieder fortkommen, bevor ich Sie hinauswerfen lasse.“

„Sie thäten wahrlich besser daran, Mr. Redruth, einen andern Ton anzuschlagen,“ gab ich zurück. „Noch einmal warne ich Sie — was ich Ihnen zu sagen habe, taugt besser für Sie allein!“

Wieder sah er mir scharf ins Gesicht; es muß ein Ausdruck darin gelegen haben, der ihm sagte, daß ich die Wahrheit sprach. Er erhob sich und, sein Buch nachlässig zur Seite werfend, sagte er mit anscheinender Unbefangenheit:

„Nun denn, weil Sie es durchaus so haben wollen, so kommen Sie nach der Gartenterrasse. Sprechen Sie dort!“ Er machte einen Schritt nach der bezeichneten Richtung hin und ich war eben im Begriff, ihm zu folgen, als die alte Mrs. Redruth sich erhob und mit gebieterischer Handbewegung und fester Stimme sagte:

„George, Du bleibst hier!“ Sie war freidenklich im Gesicht, ihre Finger zuckten nervös. Bei diesem Anblick ging George Redruth besorgt auf sie zu. „Mutter,“ sagte er mit dem Ausdruck tiefster Angst, „rege Dich um Gottes willen nicht so auf! Laß mich einen Augenblick mit ihm gehen.“ Dies aber verweigerte sie mit aller Entschiedenheit.

„Du wirst mir zur Seite bleiben, George!“ erklärte sie. „Wenn er die Absicht hat, Dich zu beleidigen, so soll er es angesichts Deiner Mutter versuchen.“

Diese unerwartete Wendung brachte mich noch mehr auf und ich rief ihr zu:

„Ich, ihn beleidigen? Sie wissen nicht, was Sie sagen, Madame, wenn Sie so sprechen. Ich bin nach Hause zurückgekehrt, um Gerechtigkeit zu erlangen, um für himmel-schreiendes Unrecht gewaltsam Sühne zu fordern — deswegen bin ich da.“

Nun verlor auch George Redruth seine scheinbare Ruhe. Mit vor Angst blutleerem Gesichte sagte er, zu mir gewendet:

„Sie sehen, meine Mutter ist unwohl. Verlassen Sie das Haus, ich beschwöre Sie, oder Gott mag wissen, wie diese Unterredung endigt.“

Ich weigerte mich dessen.

„Geschehe, was geschehen mag,“ erwiderte ich, „mich kann keine Schuld treffen. Ich bin bereit, die Sache mit Ihnen allein zu besprechen, aber besprochen soll sie werden, eher verlasse ich dies Haus nicht. — Vor allem sagen Sie mir, ist es wahr, daß Sie in zwei Tagen sich mit Miß Graham verheiraten werden?“

Er war im Begriff, mir Antwort zu geben, als seine Mutter ihn unterbrach.

„Ja,“ antwortete sie, „es ist wahr. — Nun, mein Herr, was haben Sie uns zu sagen?“

„Das, daß Ihr Sohn es sich wohl überlegen möge, ehe er jene Dame zum Traualtar führt, denn er weiß so gut wie ich, daß diese Heirat nie stattfinden kann!“

„George, was soll das heißen?“ fragte die alte Lady, von einem zum andern in sprachlosem Erstaunen starrend.

„Um Gottes willen, Mutter, bleibe ruhig!“ rief George Redruth, der selber furchtbar erregt war. Dann wandte er sich wieder zu mir.

„Trelany, verlassen Sie das Haus,“ sprach er. „Wenn Sie mir irgend etwas zu sagen haben, sagen Sie mir es ein andermal, meine Mutter ist krank, eine Scene, wie diese zu werden veripricht, könnte sie töten!“

„Ich sagte Ihnen wiederholt, daß ich mit Ihnen allein sprechen wollte,“ bemerkte ich, „da dies aber nicht der Fall sein kann, so mögen es auch andere hören. — Ich bin heute da, um Gerechtigkeit zu fordern! Sie wissen, für wen und warum. Oder wissen Sie es etwa nicht?“

Er zögerte einen Moment, wie überlegend, mit der Antwort. Dann sagte er:

„Sie sprechen in Rätseln, ich verstehe Sie nicht.“

„Sie verstehen mich nicht?“ rief ich, beinahe außer mich gebracht durch den kalten Hohn, der auf seinen Lippen lag. „Sie wissen ganz wohl, welches schweres Unrecht Sie begangen haben! — Sind Sie gesonnen, es wieder gut zu machen?“

„Ich muß Ihnen noch einmal erwidern,“ entgegnete er, „daß ich Sie nicht verstehe.“

„Nicht? Dann will ich mich klarer ausdrücken. — Ich spreche von dem Mädchen, dessen Herz Sie gebrochen, dessen Lebensglück Sie zerstört haben, spreche von meiner Cousine Annie Bendragon. — In ihrem Namen erhebe ich Einsprache gegen Ihre Heirat!“

Ich dachte, daß er unter diesem Schläge zusammenbrechen werde, doch ich war im Irrtum; er war augenscheinlich vorbereitet auf alles, was ich vorbringen würde.

„Mein guter Mann,“ sagte er kühl, „Sie scheinen wohl nicht ganz hell im Kopfe zu sein, oder noch schlimmer. Sie nehmen, ich weiß es, ein sehr lebhaftes Interesse an Miß Grahams Wohlfahrt und bilden sich wahrscheinlich ein, daß alles, was Sie da zu sagen belieben, von ihr als bare

Münze angenommen und mich in ihren Augen heruntersehen werde. Doch da sind Sie in einem schweren Irrtum befangen. Beide, Miß Graham wie meine Mutter, kennen mich zu gut, um auch nur ein Wort von all dem zu glauben, was Sie soeben mit so viel Pathos vorgetragen.“

„Wollen Sie als Lüge bezeichnen, was ich aus meiner Cousine eigenem Munde gehört?“

„Was Ihre Cousine gesagt oder nicht gesagt haben mag, geht mich nichts an. Was ist sie mir denn?“

„Ihr Weib!“ entgegnete ich.

Immer noch bewahrte er die gleiche höhnische, gelassene Haltung, die alte Lady aber begann mit unruhig forschenden Blicken auf ihn zu sehen. Daß er irgend ein Herz gebrochen, irgend ein Familienglück zerstört, das galt ihr nichts, war ja doch ihrer Anschauung nach der Arbeiter nichts als ein Lasttier, geboren seine Bürde ohne Murren zu tragen und von seines Herrn Füßen in den Staub getreten zu werden, wenn's demselben beliebte; aber die Befürchtung, daß ihr Herzblatt sich mit einer jener Klasse Angehörigen näher verbunden, war ihr schrecklich.

„George,“ rief sie ihm zu, „was meint er damit?“

Er schüttelte nur den Kopf; die Antwort übernahm ich.

„Ich meine, Madame, daß es kein anderer als Ihr Sohn war, der all den Kummer über unser Haus brachte. Durch ihn und nur durch ihn ist ein Wort geschehen, sind

schlicht vertrauende Herzen gebrochen worden! Er kam mit seinem verführerischen Lächeln, seiner gleichnerischen Rede und brachte ein Mädchen, das so rein und gut wie nur eines war, ins Verderben. Er häufte Falschheit auf Falschheit, Lüge auf Lüge, bis er sie in seine Gewalt bekam und endlich, feige und schlecht, wie er ist, erzählte er ihr kalten Blutes, in welche Falle er sie gelockt, und überließ sie mitleidlos der mitleidlosen Welt. So hat er, ein gemeiner Schurke, jenes arme Mädchen betrogen; aber er soll keine zweite betrügen! Mag er hintreten vor den Altar mit Miß Graham; so wahr jedoch, als er da lebend vor mir steht, so wahr schleudere ich ihm diese Anklage vor Priester und aller Welt ins Gesicht!“

„Was, Sie wagen es, mir zu drohen?“ rief George Redruth, seine bisherige Selbstbeherrschung verlierend.

„Gewiß!“ entgegnete ich. „Und ich drohe mit nichts, was ich nicht auch ausführe. Meine Cousine hat bis jetzt geschwiegen, weil sie Sie schonen wollte, sie hat Kummer und Glend mit stiller Ergebenheit getragen, hat Böses mit Gutem vergolten — nun aber, da sie endlich gesprochen, nun, da ich die ganze, volle Wahrheit kenne, nun habe ich mir zugeschworen, ihr Gerechtigkeit zu verschaffen um jeden Preis. Glauben Sie, sie solle allein leiden, allein die Schande tragen, allein die sein, auf die man mit Fingern weist? Ich wiederhole nochmals: sie ist Ihr Weib, wenn auch nicht nach menschlichen Gesehen, so doch im Angesichte Gottes und so lang Annie lebt, so lange sollen Sie keine andere heimführen!“

Ich schwieg und sah ihn an, sein Gesicht war todesblaß. Er zeigte nach der Thüre.

„Hinaus!“ schrie er. „Oder, beim Himmel, ich lasse Sie der Polizei übergeben!“

„Nicht von der Stelle gehe ich,“ war meine Entgegnung, „bevor ich Ihre Erklärung habe. Es liegt in Ihrer Macht, durch einen Akt der Gerechtigkeit das Geschehene wenigstens teilweise wieder gut zu machen. — Schlecht, wie Sie sie behandelt haben, bitter, wie Sie sie leiden ließen, so liebte meine arme Cousine Sie doch immer noch, wie ich glaube. Machen Sie die Komödie von einst zur Wahrheit, machen Sie Annie zu Ihrem rechtmäßig angetrauten Weibe — das ist es, was ich jetzt von Ihnen fordere!“

„George!“ schrie Mrs. Redruth auf, wie abwehrend die Hände erhebend. Er aber lächelte nur und sagte:

„Rege Dich nicht auf, Mutter, der Mann redet im Wahnsinn.“

„Ich habe Ihnen eine letzte Gelegenheit gegeben,“ sagte ich. „Bestehen Sie auf Ihrer Weigerung?“

„Hören Sie mich an, Trelany,“ sagte er. „Die ganze Geschichte, die Sie da vorgebracht, ist ein großes Lügengewebe. Wenn Sie das nicht zugeben wollen, so stellen Sie doch Ihre Zeugen, können Sie das nicht, so zerfällt es in Stücke. Ich weiß nichts von Ihrer Cousine und bin auch nicht der Mann, der sich durch allerlei Einschüchterungen und Drohungen zu einer Heirat mit einer leichtfertigen Bauernidurne zwingen läßt!“

„Herr Gott, was wollen Sie damit sagen?“

„Was? — Daß Ihre Cousine, deren Moralität zur Genüge bekannt ist, ihre abenteuerlichen Fahrten nicht in besseres Licht bringen kann, auch wenn sie mich in ihre Räubergeschichten mit hinein verflucht. Man weiß ja, Frauen ihrer Klasse lügen stets und sie scheint keine Ausnahme von der Regel zu sein.“

„Niederträchtiger Schuft und Lügner!“ schrie ich, total außer mir, und drang mit hoherhobener Faust auf ihn ein, ihn zu Boden zu schlagen. — Da, ein Schrei und ein schwerer Fall auf den Fußboden. Erschreckt und bestürzt trat ich zurück und starrte auf die Gestalt der alten Lady, die wie leblos zu meinen Füßen lag. Einen Augenblick befürchtete ich, daß meine geballte Faust auf sie niedergefallen sei, doch ich versicherte mich bald, daß dem nicht so gewesen. Sie war durch die vorangegangenen Scenen in hochgradige Aufregung versetzt worden, und als dann noch die Furcht hinzutrat, ich möchte ihrem Sohne ein Leid zufügen, verlor sie das Bewußtsein. Im selben Moment kniete auch schon eine andere Frauengestalt neben ihr auf

dem Parket, mit liebender Sorge sich über das blasse, gefurchte Antlitz beugend — es war Madeline. Woher sie auf einmal gekommen, konnte ich nicht sagen; es war, als ob sie urplötzlich wie ein Geist dem Boden entstiegen sei. Sie war bleich, jedoch vollkommen ruhig und hatte für nichts Augen, wie für die alte Dame. Mit zarter Hand strich sie das weiße Haar zurück, tauchte ihre Finger in das Glas Wasser, das George ihr darbot, und benetzte damit Stirne und Schläfen der Bewußtlosen. Dann preßte sie ihre roten Lippen sanft auf die weißen Wangen derselben und flüsterte: „Tante, liebe Tante, sieh mich an, ich bin's, Madeline!“

Eine Zeit lang blieb die alte Dame bewegungslos; ich stand daneben, voll aufrichtigen Mitleids, unsäglich, Hand oder Fuß zu regen. Plötzlich rührte sie sich leicht und seufzte tief auf. Madeline sah empor und richtete ihre sprechenden Augen auf mich.

„Wollen Sie jetzt nicht gehen? Bitte!“ sagte sie leise. „Um ihr zu erlauben. Wenn sie zu sich kommt und Sie erblickt, es wäre fürchterlich!“

Eines weiteren bedurfte es nicht; ihr em Wunsch willfahrte ich. So, gänzlich erschöpft, mit todwunder Seele, verließ ich Redruth-House.

Vierunddreißigtes Kapitel.

In dieser Stimmung mochte ich nicht vor den Meinen erscheinen, es wäre mir kaum möglich gewesen, mit ihnen zu verkehren, ohne mich zu verraten, so machte ich denn erst noch einen Gang über das Moor, bevor ich nach Hause ging. Ich überlegte mir die Sache wieder und wieder, ohne zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen, was eigentlich nun zu thun sei. Zeit war keine zu verlieren, in zwei Tagen sollte ja die Hochzeit stattfinden; was etwa noch gethan werden konnte, mußte also gleich geschehen. Die Art, wie Redruth sich der Angelegenheit gegenüber gestellt, hatte mich gänzlich aus dem Konzept gebracht; denn daß er die Thatsache einfach ableugnen würde, daran hatte ich nicht gedacht, wohl aber sah ich recht gut ein, welcher Vorteil ihm aus seiner Taktik erwuchs. Er hatte mich aufgefordert, die Wahrheit meiner Behauptungen durch Zeugen zu erhärten — wie konnte ich das? Ich für mich zweifelte keinen Augenblick an der vollen Wahrheit der Aussagen Annies, mit dem allein war es aber nicht gethan. Und woher sollte ich Zeugen nehmen? Johnson, der besser wie jeder andere im Stande gewesen wäre, Zeugnis abzulegen, war tot, den Mann, der die Scheintrauung vollzogen, kannte Annie nicht, und selbst wenn sie ihn auch gekannt oder wieder erkannt haben würde, wie hätte sie seinen Aufenhaltsort ausfindig machen können in der kurzen Frist von zwei Tagen? Mein ganzes Einspruchsrecht fußte also einzig auf Annies Aussage und damit allein war ohne weiteres Beweismaterial gegen George Redruth rechtlich nicht aufzukommen.

Was unter diesen Verhältnissen zuerst nun zu thun, darüber konnte ich, trotz allen Kopfschmerzens, mir nicht klar werden; die Notwendigkeit, dem Onkel jede Kenntnis der Sache fern zu halten, band mir ebenfalls Hände und Füße. Wenn ich Redruth vor aller Welt seiner Schurkerei anklagte und einen öffentlichen Skandal herbeiführte, so mußte der Lärm davon zu seinen Ohren kommen, das war nicht zu vermeiden, und was dann geschah — sicherlich geschah — das machte mich erbeben, wenn ich nur daran dachte.

So wanderte ich, grübelnd und brütend, stundenlang ziellos über das Moor; wohl war ich dabei etwas ruhiger geworden, zu einem bestimmten Entschlusse aber war ich nicht gekommen. Müde kehrte ich endlich nach Hause zurück. Mein Onkel, die Tante und Annie, alle waren da, bei ihnen John Rudd, der ihr einfaches, eben aufgetragenes Abendmahl teilte.

„Jetzt ist's gerade wieder wie früher, Master Hugh, wenn Sie so bei uns am alten Platze sitzen!“ sagte die ehrliche Haut, als ich mich zu Tische setzte. „Sie werden doch jedenfalls über die Hochzeit hier bleiben?“

„s ist wohl möglich, John.“

„Recht so!“ stimmte er bei. „Sie werden Ihren Spaß dabei haben, es soll lustig werden, Mr. Redruth wird was springen lassen, wie ich gehört. Ein Belt soll im Parke aufgeschlagen und ein Essen für alle Miner hergerichtet werden. Nicht wahr, Mr. Bendragon?“

„Mag schon sein,“ erwiderte der Onkel. „Ich weiß gerade nichts Näheres davon, eines aber ist gewiß, der junge Herr will morgen mit mir in die Mine hinunter, um noch einmal nach allem zu sehen und die längst notwendigen Reparaturen anzuordnen, bevor er geht.“

Wie ich dies vernahm, dankte ich im stillen Gott, daß mein Onkel nichts von dem wahren Charakter George Redruths wußte.

Annie hatte sich schon die ganze Zeit in der Küche herum zu schaffen gemacht, ich merkte jedoch gleich, daß es mehr in der Absicht geschah, ihre innere Aufregung zu verbergen, als aus wirklicher Notwendigkeit. Einigemal auch stellte sie sich in den Schatten des hintersten Küchenwinkels, um von dort aus ungesehen aus meinem Gesichte herauslesen zu können, was wohl in Redruth-House geschah; ich vermied es jedoch, ihrem forschenden Blicke zu begegnen. Als John Rudd von der Hochzeitsfeier sprach, füllten sich ihre Augen mit Thränen, begannen ihre Hände heftig zu zittern.

Ich wich jenen Abend jedem Alleinsein mit ihr geflüstert aus, denn ich fürchtete mich wahrhaftig, ihr zu erzählen, was stattgefunden, ihre Unruhe war jedoch derart gestiegen,

daß sie die Nacht nicht in längerer Ungewißheit verbringen mochte. Als John Rudd sich verabschiedet und wir alle zur Ruhe gegangen waren, hörte ich an der Thüre meines Schlafzimmers ein leises Pochen. Dann öffnete sie sich sachte; auf der Schwelle stand Annie.

„Hugh,“ flüsterte sie, „bist Du schon zu Bette?“ Ich antwortete verneinend und sie trat herein, die Thüre hinter sich behutsam zuziehend. Ihr Gesicht war ganz blaß, ihre Augen standen voll Thränen. Dann trat sie zu mir an den Rand meines Bettes, auf dem ich saß und sah mich mit angstvoll geöffneten Augen fragend an, die zitternde Hand nach mir ausstreckend.

Ich ergriff dieselbe und drückte sie teilnehmend. „Meine arme Annie!“ sagte ich unwillkürlich.

Sie schien zu verstehen, was alles in dem Ton meiner Stimme lag, denn mit einem jammervollen Seufzer sank sie zu meinen Füßen.

„Weine nicht, Annie, weine nicht!“ sagte ich. „Er ist ein herzloser Schuft und nicht eine Deiner Thränen wert. Du mußt ihn vergessen.“

„Ihn vergessen?“ schluchzte sie. „O, lieber Hugh, es ist schwer, zu vergessen, denn ich liebe ihn so sehr — ich mußte es nie so ganz, bis eben jetzt. Sie heiratet ihn nicht, Hugh, nicht wahr — oder doch?“

„Ich kann es Dir nicht sagen.“

„Aber Du hast mit ihr gesprochen. Weißt sie alles?“

„Auch das kann ich Dir nicht sagen.“

Sie sah mich groß an.

„Hugh, weißt Du, was Du sprichst? Du mußt doch wissen, ob Du es ihr gesagt hast.“

„Ich habe ihr nichts gesagt und doch mag es sein, daß sie alles weiß. Der Austritt war selbstsam genug, und ich weiß wahrlich nicht, was weiter nun beginnen. Eines vor allem, Deinem Vater müssen wir alles mit größter Sorgfalt verheimlichen. Er und der junge Herr gehen morgen früh mit einander in die Mine hinunter; wenn Dein Vater nur eine Ahnung hätte von dem, was Du mir berichtet hast, so käme von den beiden sicherlich nur noch einer herauf. Verstehst Du mich?“

„Ja,“ antwortete sie leise. „Aber, Hugh, Du hast mir noch nicht mitgeteilt, was er sagte.“

„Ich möchte es heute nacht lieber nicht thun, Annie. Er will vorangehen mit der Heirat, sobald er kann — doch ich hoffe immer noch ein Mittel ausfindig machen zu können, ihn daran zu hindern. Noch ist es Zeit, ich muß mir die Sache nochmals überlegen und sehen, was zu thun ist. — Doch quäle Dich nicht so ab, kleines Frauenzimmer, ich sage Dir ja, er ist nicht wert, nur ein Haar Deines Hauptes zu besitzen.“

Am nächsten Morgen, beim Frühstück, sprach der Onkel wieder von dem Besuch des jungen Herrn in der Mine und schien hoch erfreut darüber, er war ganz stolz, daß gerade er vor allen dazu auserlesen worden, dessen Führer zu machen.

„Der junge Herr findet kein besonderes Gefallen an dem neuen Aufseher,“ sagte er. „Ich meine immer, er wäre froh, Dich wieder an Deinem alten Plage zu sehen, Junge.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Das thäte kein gut mehr, Onkel; es ist besser, ich bleibe, wo ich bin.“

Bald nach dem Frühstück ging er nach der Mine, den jungen Redruth zu erwarten. Einige Stunden später trat jemand in die Küche, wo ich noch saß, in tiefes Nachdenken versunken. Aufschauend erblickte ich zu meinem Erstaunen — Madeline!

Ihr Gesicht war blaß, ein Ausdruck tiefer Trauer ruhte auf demselben, um den Mund lag jedoch ein Zug fester Entschlossenheit, wie ich ihn nie an ihr gesehen. Wie sie hereinkam, blieb sie erst zögernd stehen, unschlüssig über ihr weiteres Beginnen. Sie erwiderte den Knix meiner Tante mit freundlichem Nicken und sah dann auf Annie, die, blaß wie der Tod, vor ihr zurückgewichen war. Kein Wort des Grußes wurde zwischen den beiden ausgetauscht, aber ich glaubte zu bemerken, daß der strenge Blick in Madelinens Auge milder wurde, als er über das bleiche, abgehärmte Antlitz meiner Cousine glitt, während Annies Gesicht deutlich die Bitterkeit widerspiegelte, die ihr Herz gegen die Frau empfand, die an ihre Stelle treten sollte.

Madeline wandte sich nun zu mir.

„Mr. Trelany,“ sagte sie, „ich möchte Sie in persönlicher Angelegenheit sprechen. Kann ich das?“

Ich erwiderte bejahend und bat meine Tante und meine Cousine, uns zu verlassen, welchem Wunsche sie augenblicklich entsprachen.

So war ich denn nun mit Madeline allein. Ihre Haltung war ruhig und gemessen; ohne einen Versuch zu einer intimeren Annäherung zu machen, ging sie nach dem Fenster und schaute hinaus, mich während unserer ganzen Unterredung nur gelegentlich mit flüchtigem Blicke streifend.

„Mr. Trelany,“ begann sie, „als Sie gestern nach Redruth-House kamen, war ich zugegen. Ich befand mich gerade in einem draperieverhangenen Winkel des Empfangszimmers, als Sie eintraten, und blieb dort während des ganzen stürmischen Auftritts, der folgte. Was ich gehört, wurde zu erregt vorgebracht, um ganz verständlich für mich zu sein — ich möchte Sie nun bitten, mir heute volle Klarheit zu geben und mir die Geschichte Ihrer unglücklichen Cousine ohne Rückhalt mitteilen zu wollen.“

Ich that, wie sie mich gebeten, ohne allzu viel in Einzels-

heiten einzugehen; die Hauptpunkte berührte ich jedoch ausführlich. Als ich geendet, sagte Madeline ruhig:

„Seit wie lange wissen Sie darum?“

„Seit zwei oder drei Tagen. Es scheint, daß Sir Redruth Annie irgend ein feierliches Versprechen abnahm, nichts zu verraten, und daß sie dies Versprechen auch gewissenhaft gehalten, bis —“

„Ja, bis?“

„Bis sie zur Verzweiflung getrieben wurde durch die Publikation der bevorstehenden Hochzeit. Krank, mit gebrochenem Herzen kam sie zu mir und erzählte mir ihre Leidensgeschichte. Entsetzt über dies Uebermaß von Schlechtigkeit, dachte ich an Sie und an Ihr Loos an der Seite eines solchen Schurken. Dann ging ich zu ihm um Ihre und Annies Willen — welcher Empfang mir dort zu teil wurde, wissen Sie selbst am besten.“

„Glauben Sie, daß die Heirat mit Ihrer Cousine gesetzliche Gültigkeit hat?“

„Nein, ich bin im Gegenteile fest davon überzeugt, daß es nichts als eine bloße Scheintrauung war.“

„Und nun gebeten Sie, ihn öffentlich bloßzustellen; da Ihrer Cousine von ihm keine Gerechtigkeit wird, so wollen Sie deren Fehler öffentlich bekannt machen?“

Ich sah sie einen Moment voll an, dann antwortete ich:

„Nein. Ich habe alles gethan, was ich thun konnte. Ihn demütigen hiesse jetzt auch Sie mittreffen, noch mehr, es würde sein gewisser Tod sein.“

„Sein Tod, wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß wenn ich ihn der Entführung Annie Pendragons öffentlich anklagte, mein Onkel ihn sicherlich umbringen würde.“

Sie sah mich erschreckt an und zitterte.

„Fürchten Sie nichts für ihn,“ sagte ich; „vor mir ist er sicher! Genug Kummer ist schon über unser Haus gekommen, Gott verhüte, daß ich Ursache weiteren Jammers sei.“

Nun folgte eine lange Pause. Madeline stand noch immer am Fenster, mit traurig sinnenden Augen durch die Scheiben starrend. Dann wandte sie sich und kam auf mich zu.

„So wollen wir Gott bitten,“ sagte sie, „daß Annies Liebe und all ihr ergebenedes Dulden eines Tages doch noch seinen Lohn finde.“

„Wie soll ich das verstehen, Miß Graham?“

„Sie verstehen mich nicht? Dann denken Sie schlechter von mir, als ich es verdiene. — Ich sagte Ihnen einst, daß ich meinen Cousin heiraten würde, weil er nicht begütert ist und ich reich bin. Was ich Ihnen sagte, sagte ich auch ihm; ich wußte, daß ich ihn nie werde lieben können, aber ich wünschte ihm zu helfen und ich würde es auch gethan haben. Ich würde ihn geheiratet haben und, einmal seine Frau, denke ich — nein, weiß ich gewiß — daß ich meine Pflichten als solche auch getreulich erfüllt haben würde. Als ich jedoch jenes Versprechen gab, glaubte ich einem Mann von reinem Herzen und reiner Ehre gegenüberzustehen; heute liegen die Dinge anders. Ich glaube jedes Wort Ihrer Erzählung, Mr. Trelany, und weil ich es glaube, kann von einer Verbindung mit George Redruth keine Rede mehr sein.“

Sie hielt einen Augenblick inne, ich selbst vermochte kein Wort mehr hervorzubringen. Plötzlich fuhr sie fort:

„Mr. Trelany, reichen Sie mir Ihre Hand zum Zeichen, daß Sie keinen Groll gegen mich hegen. Der Himmel war keinem von uns gnädig, und ich glaube, es wäre besser gewesen, wir hätten uns beide nie gesehen. Ich verlasse morgen St. Gurlott, aber ich werde mich stets daran zurückerinnern und Sie — Sie werde ich nie vergessen, nie! Leben Sie wohl, Gott sei mit Ihnen!“

Sie umfaßte meine Hand mit Ihren beiden Händen und drückte sie warm — im nächsten Augenblick war sie gegangen. — Ich blieb eine Weile wie angewurzelt stehen, noch fühlte ich den Händedruck der Geliebten, noch klang ihr Abschiedswort in meinen Ohren. Dann kehrten die Tante und Annie zurück und bestürmten mich mit Fragen über den Zweck von Madelinens Besuch, ihre Worte aber wurden überdönt durch ein seltsames Stimmengewirr, welches von außen hereindrang. Einen Augenblick darauf drängte sich eine lärmende, immer mehr anschwellende Menschenmenge durch das Gartenthorchen nach der Küchenthüre.

(Fortsetzung folgt.)

Florentinerin.

(Bild S. 544.)

Viele Touristen und auch landeskundige Italiener erteilen der Florentinerin den Preis der Schönheit, als der anmutigsten von allen italienischen Frauen, und es ist wahr, die Florentinerin ist eine fesselnde Erscheinung. Von feinem, geschmeidigem Gliederbau, hat sie einen edlen und pitanten Kopf, geistvolle Züge, etwas aristokratisch Geistiges, wenn sie auch an hohem Wuchs und schöner Formenfülle den Damen der Lombardei nachsteht und keineswegs die klassisch schönen Gesichtslinien der Römerin aufweist. Dagegen gebührt ihr die Palme in allem, was Anmut heißt; sie ist grazios, heiter, bildungsfähig, liebenswürdig und ihre ganze Erscheinung atmet etwas feines Geistiges, es ist ein vornehmes Blut, wie die Italiener sagen, ein ganz eigentümlicher Adel der Erscheinung, der selbst in den unteren Klassen uns auffällt. Wir geben in dieser Nummer das Bild einer Florentinerin aus dem Volke in

nachmittelalterlicher Gewandung, wie sie zur Blütezeit der Stadt getragen wurde. Was wir eben im allgemeinen von den unfälschten Florentinerinnen sagten, führt das interessante und lebensvolle Bild Riglitz hier vor Augen. Diese stimmungsvolle Illustration bildet ein Blatt der reichhaltigen Sammlung von geistvollen und originellen Zeichnungen und Skizzen, die hervorragende Münchener Künstler unter dem Titel: „Münchener bunte Wappe“, in der Verlaganstalt für Kunst und Wissenschaft in München im Jahr 1885 herausgegeben haben. Diese Florentinerin darf als eine Zierde jener Kunstblätterammlung betrachtet werden.

Die Vagabunden in den Vereinigten Staaten.

Von

Dr. Max Lothing in New-York.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Landstreicher in den Vereinigten Staaten bilden eine ungeheure Junst, welche sich über die ganze Republik ausdehnt und ihre eigene Sprache, ihre eigenen Sitten und Gebräuche hat. Erst in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren ist sie zu einem bedrohlichen Element der Gesellschaft geworden, mit dem man rechnen muß, zu einer sozialen Frage, deren Lösung nicht geringe Schwierigkeiten bietet. Unsere freiheitlichen Einrichtungen, die Mildthätigkeit der Amerikaner und ihre Indolenz gegen Uebelstände, die ihnen nicht allzu lästig fallen, haben die Entwicklung der Vagabundage in hohem Grade begünstigt. Bei uns kennt man keinen Heimatschein, keine polizeiliche Anmeldung, kein Passwesen und das kommt dem Strolch natürlich sehr zugute, er darf erst dann eingestekt werden, wenn er bei einer gesetzwidrigen Handlung in flagranti ertappt wird.

Tramp ist der landesübliche Ausdruck für den obdachlosen Stromer und den wollen wir auch beibehalten, denn unser Tramp, als typische Figur genommen, ist nun einmal ein Gesell von ganz besonderem Schlage, der sich von seinem europäischen Kollegen sehr wesentlich unterscheidet. Manches haben beide gemeinsam: die aus verschiedenen, nicht zusammenpassenden Lumpen zusammengesetzte Uniform, die chronische Scheu vor der Arbeit und den unwillkürlichen Gang zum Umherstreifen. Aber unser Vagabundenheer hat einen durchaus kosmopolitischen, internationalen Anstrich, zu ihm liefern die meisten Völker des Erdballs ihr Kontingent, sowie alle Stände der neuen und der alten Welt, vom ehemaligen Kanzelredner bis zum professionellen Lumpen, vom Vertreter der hohen Aristokratie bis zum verunglückten Commis; wir finden darunter geschickte Bankiers, Kaufleute, Professoren, Liberale, europäische Offiziere aller Waffengattungen.

Es ist dies durchaus nicht zu verwundern. Hier zu Lande wird man schnell reich, jedoch ebenso rasch arm, man erklimmt rapid die Leiter des Glücks und stürzt von der obersten Sprosse kopfüber wieder hinab, zumal hier enorm viel spekulirt wird. Freilich ist Fortuna überall ein wetterwendiges Wesen, aber nirgends so launisch wie in Amerika, wo nichts beständiger ist als die Unbeständigkeit. Und derjenige, der sich früher in besseren oder in den besten Kreisen bewegt hat, der von silbernen Schüsseln speiste und dessen Gattin durch ihre Toilette den Reiz der Damen erregte, wer überhaupt den gebildeten Ständen angehörte und dann, durch Schicksalstriche oder eigene Schuld in Not und Elend geraten, sich der Gasse der Tramps anschloß, der ist für die menschliche Gesellschaft verloren und nur in den seltensten Fällen noch zu retten.

Auch nicht wenige Deutsche gibt es unter unseren Stromern, und diese haben in der Regel früher glücklichere Tage gesehen und es sich nicht träumen lassen, daß sie einst so tief sinken würden. Landwirte, Handwerker und Arbeiter sind es nicht, denn die kommen in der festen Absicht herüber, sich und ihren Familien ein neues Heim zu gründen, sie vergeuden die kostbare Zeit nicht, sondern suchen jogleich Beschäftigung oder etablieren sich ohne Zögern und finden sehr bald ihr schönes Auskommen. Wohl aber sind es junge Kaufleute, denen es, da sie der Landessprache nicht mächtig, nicht gelang, eine Stellung zu erhalten und die nach Aufzehrung ihrer Vorräthe zu den Tramps stießen, oder ehemalige Offiziere, wie überhaupt solche, die wenig oder nichts gelernt haben, was ihnen hier etwas nützt. Eltern senden ihre leichtsinnigen oder drüben unmöglich gewordenen Söhne meist über den atlantischen Ocean und sind oft selbst schuld daran, daß diese vollständig zu Grunde gehen. Sie gaben ihnen alles Geld, was sie ihnen für den neuen Lebensweg bestimmt haben, gleich mit auf die Reise, statt ihnen ein anständiges Viaticum für die Fahrt auf dem Dampfer in die Hand zu drücken und das übrige bei einem New-Yorker Bankier zu hinterlegen und diesen anzuwiesen, die Summe nur ratenweise an den jungen Herrn auszugeben. Sobald lechterer den Fuß auf das feste Land setzt und die Luft ungezügelter Freiheit atmet, will er sich zunächst einmal die Metropole ansehen, und häufig genug verschwendet er dabei seine Mittel, wenn sie ihm nicht abgegaunert werden, bis er ohne Geld und Ausflüchten dasteht, das Schlimmste, was ihm hier passieren kann, denn Empfehlungen von drüben helfen ihm wenig oder gar nicht. Dann hat er bis zum Tramp nur noch einen einzigen Schritt.

Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Eine der Hauptverkehrsadern New-Yorks ist die Bowery mit ihrer trockenen und ihrer nassen Seite, auf dieser winkten nämlich überaus viele Bierlokale „mit ihrem langen Arm“, deshalb ist sie so gefährlich. Hier trifft man nicht gar selten einen heruntergekommenen alten Freund, der durstig und hungrig auf einen besser situirten Bekannten lauert. Auch ich wurde vor einer Reihe von Jahren auf der nassen Seite angerufen, und zwar von einem abgerissenen, mir, wie ich glaubte, gänzlich fremdem Individuum. Indessen stellte es sich heraus, daß er einst einer meiner intimsten Freunde in einer westpreussischen Stadt gewesen, wo er als erster Beamter einer Privatbank allgemeine Achtung und Beliebtheit genoss. Ich stärkte ihn durch einen kräftigen Imbiß, löste ihm seine Kleider beim Pfandverleiher aus, gab ihm einiges Geld, lud ihn des Abends zu Tisch und es gelang mir sogar, ihm durch die Vermittlung eines Weinhändlers eine Stelle als Hotelclerk in einer einige Meilen entfernten Provinzialstadt zu verschaffen. Auch das Reisegeld und was er sonst noch für Zehrung gebraucht, händigte ich ihm ein. Nach einigen Tagen traf ich ihn zu meiner Verwunderung wiederum auf der nassen Seite: er hatte sich gar nicht

einmal an jenem Orte gemeldet, sondern alles verbunzelt und seinen guten Anzug wieder verfehlt. Jetzt ist er ein echter Tramp, damals war er erst auf dem Wege dazu.

An einem bitter kalten Wintertage rief mich auf dem untern Broadway ein Strolch zu meinem Erstaunen bei meinem Namen

an. Es war ein Studiengenosse von mir, mit dem ich zusammen gewohnt, dem ich so manchemal auf Mensur sekundirt, ehemals ein feiner Episturier, der sich stets auf das eleganteste kleidete, aber auch ein Verehrer der Literatur und Kunst, ein Gebiet, auf welchem er sehr zu Hause war. Zuletzt hatte ich ihn in Frank-

furt a. O. gesehen, als er vor dem Referendaregamen stand, und nun in diesem Aufzuge! Ich unterstützte ihn, so gut ich konnte, viel hatte ich selbst nicht. Nach einigen Jahren suchte er mich wieder auf und nun war ich zu meiner Freude in der Lage, ihm kräftiger unter die Arme zu greifen. Im Verein mit mehreren



Florentinerin. Von Eduard Nizky. (S. 543.)

Aus: „Münchener bunte Wappe“, 1885. (Verlag der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.)

Freunden staltete ich ihn von Kopf bis zu Fuß, auch mit Wäsche, neu aus, sammelte für ihn eine Gabe von fünfzehn Dollars, wofür er sich einmieten und einrichten sollte, und außerdem verpflichtete sich noch ein wohlhabender Arzt, ihm wöchentlich fünf Dollars — abzuholen bei mir — zu zahlen, bis wir ihm eine Stellung besorgt haben würden. Er ist auch nicht ein einzigesmal bei mir

gewesen, sich das Geld zu holen, sondern hat alles sofort verbunzelt und ist dann wieder unter die Tromps gegangen.

Wiederum verstrichen zwei oder drei Jahre, da erhielt ich einen reuigen Brief von ihm; jetzt hege er die feste Absicht, sich zu bessern und ein anständiger Mensch zu werden, ob ich ihm wohl noch einmal dazu behilflich sein wolle? Er verdiene es zwar

nicht und so weiter und so weiter. Ich ließ mich auch wirklich noch einmal darauf ein und verschaffte ihm, seinen Wünschen gemäß, eine Stelle als Statist und Rollenabschreiber bei dem damals noch existirenden Germaniathheater. In der ersten oder zweiten Woche des September sollte er sich dort melden, sich aber vorher bei mir kostümiren, so daß er sich sehen lassen durfte. Er kam



Berlätene Wimbütte. Originalzeichnung von N. Gölmann. (E. 500.)

und nahm sich so viel Sachen mit — ich hatte auch einige Bekannte in Kontribution gesetzt — daß er sich mehrere ganz prätable Anzüge daraus zusammenstellen konnte. Das hat er jedoch nicht, sondern — sollte man es glauben? — verwandelte alles in Whisky und ließ Theater Theater sein! Als er darauf nochmals bei mir vorsprach, wies ich ihm ein für allemal die Thür. Dem Tramp, der früher ein gebildeter Mensch war, ist nicht zu helfen, es zieht ihn mit unüberstehlicher Gewalt zu den alten Genossen zurück.

Baron von B. stammt aus einem alten württembergischen Geschlecht und wird auch noch im letzten gothaischen Almanach als „Majorats- und Lehnsherr und so weiter, lebt gegenwärtig in Amerika“ aufgeführt. Als Gesundheitskuraufnahme am Hofe Napoleons III. bald nach dessen Vermählung mit Eugenie, stürzte er sich so in Schulden, daß nur noch eine reiche Heirat ihn zu retten vermochte. Er verlobte sich auch mit einer sehr begüterten Marquise, in dessen ertappte ihn diese bei einem tête-à-tête mit einer ihrer Tanten und gab ihm auf der Stelle den Abschied. B. wanderte notgedrungen nach Amerika aus und wurde in New-York Musiklehrer, denn er war ein brillanter Pianist. Als solcher fand er in den ersten Familien, zumal als Adliger, Aufnahme und erhielt die höchsten Honorare, die man überhaupt zahlte. Er konnte jetzt ein recht behagliches Leben führen und reiste häufig in der Ferienzeit, während der heißen Sommermonate, zu seinem Bergnügen und seiner Erholung nach Deutschland. Auch in den New-Yorker Kunstkreisen erregte sein phänomenales Spiel Aufsehen, die großen Zeitungen sprachen über ihn und er veranstaltete jedes Jahr ein öffentliches Konzert, dessen Erträge für wohltätige Zwecke bestimmte. Gegen Ende dieser seiner Periode lernte ich ihn kennen und habe mit ihm viele genussreiche Abende verbracht.

Da kam der Krach von 1873, der in allen Schichten der New-Yorker Gesellschaft eine Panik hervorrief und selbst zu Einschränkungen in Reiten veranlaßte, die sonst keineswegs auf den Dollar gehen. Kamenlich schaffte man vielfach die teuren Musikinstrumente ab, eine Ersparnis, die den ehemaligen Diplomaten auf das empfindlichste traf. Aber anstatt nun auch kein Ausgabebudget zu beschneiden und sich nach den Verhältnissen zu richten, lebte und wirtschaftete er auf dem früheren Fuße und unbedünnt weiter, bis sein Bankkonto schmolz und er sich genötigt sah, Anleihen bei seinen Freunden zu machen. Doch auch das hatte bald ein Ende und — es geht in Amerika riesig schnell bergab — Baron von B. vernachlässigte seine Toilette gänzlich, verlor zulezt alle seine Stunden, und der als Gourmand bekannte Pianist kramte endlich sogar in den Abfalltonnen nach einer Brotkrume und schlopfte sich mit einer alten Blechkanne des Morgens die Reize aus den leeren Bierfassern, welche die Wirte vor ihren Lokalen aufstürmen — er, der noch vor kurzem stets ein frisches Sekt zum Frühstück getrunken hatte! Schließlich ward er zum Tramp und „took to the road“, wie man hier sagt, das heißt, er ging auf der Landstraße „schichten“.

Lange Zeit blieb er verholten, man sah und hörte nichts von ihm. Da brachten die Zeitungen die Nachricht, in Bridgeport, Connecticut, sei eines Tages ein ergrauter Vagabund vor einem Pianoladen stehen geblieben, in welchem ein Strinwahlder Flügel neuester Konstruktion paradierte, und hat dann den Besitzer des Geschäftes ersucht, nur ein einzigesmal auf dem Instrument spielen zu dürfen. Als man ihm erstaunt die Bitte gewährt, habe er durch seinen brillanten Vortrag, namentlich von Variationen des Liebes: „Verzage nicht, ob dir das Herz auch bricht“, einen förmlichen Aufbruch in der Stadt hervorgerufen, so daß auf der Straße alles zusammengelaufen, um ihm zuzuhören. Der Tramp war der Baron v. B. und diese musikalische That rettete ihn vom gänzlichen Untergange. Alles interessierte sich für ihn, er erhielt anständige Wäsche und Toilette und so viele Anerbietungen, daß binnen kurzem seine ganze Zeit mit Lektionen besetzt war. Sieben Jahre hat er noch in Bridgeport als Musiker und Lehrer gewirkt, im vorigen Dezember ist er gestorben. Das ist einer von den sehr seltenen Fällen einer Rückkehr in die gute Gesellschaft.

Unsere Landstreicher von Profession — und dazu wird ja doch schließlich ein jeder, auch der Anfänger — führen, sobald sie ihren Beruf gründlich kennen, ein für ihre Verhältnisse angenehmes, behagliches und abwechslungsreiches Leben. Im Sommer ziehen sie das Land vor, im Winter die große Stadt, doch beginnt das eigentliche „tramping“ mit Eintritt der warmen Jahreszeit. Das Gebiet unseres Stromers ist die ganze unermeßliche Republik und ihr gewaltiges Eisenbahnnetz, das seine langen Äden vom kalten Norden bis zum warmen Süden, vom atlantischen bis zum pazifischen Ozean ausstreckt; denn dem Tramp fällt es gar nicht ein, auf Schufter's Klappen zu reifen, er draust kühl mit dem Dampfstoß durch die weite Welt, natürlich als blinder Passagier. Das ist insofern eine schwere Kunst, die gelernt und geübt sein will und die mit gar ernstlichen Gefahren verknüpft ist. Der Vagabund von Beruf hat stets die Fahrpläne sämtlicher Bahnen, auch die für die Beamten bestimmten, in der Tasche, so daß er die Abfahrtszeiten und Haltepunkte genau kennt und weiß, wo er am besten aufspringt und am raschesten fortkommt. Er benützt jeden Zug, den er kann, doch wählt er am liebsten leere Güterzüge, weil er für die Beamten derselben am leichtesten und bequemsten versteht. Vor den Argusaugen des „bouncer“ (der Hinauswerfer), der gewöhnlich zugleich Bremser ist, hat er sich zu hüten; wenn der ihn sieht, so wird er ohne Gnade fortgewiesen. Passiert ihm dies doch, — und das ereignet sich nicht selten — dann wartet er auf den nächsten Zug und auf diese Weise gelangt er dennoch zum Ziele, ob zwar mit manchen Unterbrechungen, aber die Schäden ihm nichts, er hat ja keine Zeit zu verlieren.

Viele der Tramps verrichten im Sommer und Herbst leichte Gartenarbeiten, sie helfen beim Einsammeln des Obstes, beim Pflücken der Erd-, Him-, Brom-, Heidel- und Kirschen, deren Anbau und Zucht hier in ungeheurem Maßstabe betrieben wird, sie sind bei der Hopfen- und Weizenerte tätig und folgen dem Gang der Ernte bis tief nach Minnesota hinein oder sie beteiligen sich bei den Fischereien und so weiter. Aber es ist kein ernstes Schaffen, sie thun es nur, wann und so lange sie Lust dazu verspüren und sparen nicht, sondern verjubeln es noch rascher wie sie es verdienen hatten. So macht der amerikanische Strolch weite Touren und es gibt nicht wenige, welche die ganze Union nach allen Richtungen der Windrose durchkreuzt haben und sämtliche Cities mit ihren Sehenswürdigkeiten kennen.

Mit Anbruch des Winters wälzt sich das Heer der Vagabunden wieder südwärts, um entweder nach den großen Städten zu ziehen oder denjenigen Regionen zuzupilgern, in denen der Sommer nie

aussirbt, denn diese Wälder haben sie. Wen der sonnige Süden lockt, der reist auf dem städtischen Mississippi-Dampfer ungefähr so wie auf der Eisenbahn, nur begibt er sich ganz ungeniert an Bord eines solchen, denn er weiß sehr wohl, daß die Ausmusterung der blinden Passagiere erst am nächsten Tage vor sich geht, wenn die Billette vorgezeigt werden müssen, vorher hat der Schiffseeler gar keine Mühe dazu. Er fährt also vierundzwanzig Stunden ungestört mit und wird er dann am nächsten Landungsplatz ausgeführt, so wartet er ruhig — Zeit hat er übergenug — auf den nächsten Steamer, der ihn wiederum eine Tagereise weiter befördert, bis er, falls er so weit will, den blauen Spiegel des mexikanischen Golfs vor sich erblickt. Hier genießt er eine herrliche Luftkur, auch findet er, wenn er sich darnach umsieht, leichte Arbeit auf den Pflanzungen und Farmen.

Wer es aber vorzieht, in einer der nördlichen Großstädte zu überwintern, der findet überall billige Herbergen, in denen er mit feinesgleichen Logis und die unter der nomadischen Junst allerlei seltsame Namen tragen. In New-York rücken diese ungeliebten Gäste nach den ersten Frösten massenhaft an und die „Saison“ hat erst dann eigentlich begonnen, wenn der erste Schub Tramps nach Blackwell's Island, der schöngelegenen Strafinsel auf dem Gastriver, gebracht worden ist. Der erfahrene Stromer logiert in der Rotunde des Castle Garden, denn man läßt ihn ohne Bedenken ein, weil man ihn für einen Einwanderer hält, ferner sorgen wohlthätige Vereine für Nahrung und warme Suppen, und hat er keinen andern Ort, das milde Haupt zu betten, so bleibt ihm immer noch als letzter Zufluchtsort die Polizeistation übrig. Barnherzige Bürger in Pittsburg haben sogar ein „Home“ für die Tramps gegründet, in welchem sie drei Tage hinter einander umsonst schlafen und essen dürfen. Das Asyl heißt „Bummers' Hall“ (Bummelstube) und ist mit dem „Hotel“ verbunden, in welchem für Kost und Logis bezahlt werden muß und dessen Ueberreste und Abfälle zur Nahrung der Tramps dienen.

Rein einfüßiger Studiengenosse zählt zu denjenigen Stromern, welche die warmen Monate des Jahres hindurch bald hier, bald dort arbeiten und die kalten in New-York verbringen. Er hat sich auch immer einiges Geld gepart, zwanzig bis dreißig Dollars, und betritt die Metropole am Hudson in der festen Absicht, mit Hilfe dieser Barschaft einen neuen Lebenswandel zu beginnen und, was das Zunächstliegende ist, als Hausierer mit Artikeln anzufangen, die gerade saisongemäß sind und den besten Abzug versprechen. Ja, wenn die Verführungen New-Yorks, die so lange entbehrten Genüsse der großen Stadt nicht wären! Da treffen sich in irgend einer der Stroßherbergen die Trampameraden von nah und fern, das lustige Leben geht los, die guten Vorsätze sind vergessen, bald ist das Geld verpraßt und nun heißt es wieder „schichten“!

Das sind indessen die schlimmsten Vagabunden noch lange nicht, im Gegenteil, der Farmer sieht sie gern zur Erntezeit. Er fürchtet die gänzlich arbeitslosen Landstreicher, die stehlen, rauben, brennen, und wenn's sein muß, auch morden, die sich zu Horden verbinden und meist unter der Anführung von entlassenen oder entlaufenen Zuchthäuslern stehen. Das sind die gefährlichsten Banden und häufig kommt es vor, daß sich zwischen ihnen und den Ortshäusern, in deren Nähe sie campieren, eine förmliche Feinde entspinnt. Zuweilen laßt eine Gemeinde, um ihre überlästigen Gassen los zu werden, denselben Fahrbillette und speirt sie in den angrenzenden Staat, mag der zusehen, wie er mit den Schmarotzern fertig wird, und das ist, wie gesagt, eine Frage, deren glückliche Lösung der amerikanischen Gesellschaft mit jedem nächsten Jahre immer größere Schwierigkeiten bietet.

Ueber die Verwendung des Fliegenpilzes zur Herstellung berausender Getränke

enthält die neue Ausgabe von Professor Schüblers großem Werk über die Flora Norwegens interessante Angaben. Darnach lieferte dieser Pilz den Stoff, aus dem die alten Skandinavier ein Getränk bereiteten, dessen berausende und halb giftige Eigenschaften solche Ausbrüche wahnsinniger Wut hervorriefen, wie sie die nordischen Krieger zeigten, wenn sie auf einem Verferfergange begriffen waren, und wie wir sie heutigen Tages in ähnlicher Weise bei den malaischen Amokläufern antreffen. Durch Krasseninnitow, Erman und andere ist es bekannt geworden, daß die Bewohner von Kamtschatka dieses aus einer Abkochung des Fliegenpilzes hergestellte Getränk benützten, ehe sie in engere Beziehung zu den Russen traten, von denen sie den Brauntwein erhielten. Heute scheint der Gebrauch des Fliegenpilzes auf die nomadischen Korjäten beschränkt zu sein, mit denen die benachbarten Kamtschadalen einen vorteilhaften Handel treiben, indem sie für ein Kamtier nur einen oder zwei Pilze geben. Das Getränk wird „Mudamor“ genannt und es soll ihm unter anderem auch der Saft vom Weidenröschen (*Epilobium angustifolium*) zugefügt werden. Auf den Genuß tritt nach Angabe der Kamtschadalen zuerst ein Zittern der Glieder ein, dem nach einiger Zeit Gesichtsröte und allgemeine Erregung und Reizbarkeit, bei vielen von einer bedeutenden Zunahme der Muskelkraft begleitet, folgt. So wird ein Beispiel berichtet, wo ein Mann unter dem Einfluß dieses Reizmittels einen hundertundzwanzig Pfund schweren Sack, den er unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum hätte aufheben können, fünfzehn Werst weit trug. Zwischen dem Verhalten der Asiaten in Mudamor und demjenigen der Verferler, von dem die isländischen und andere nordische Schriftsteller berichten, findet Schübeler eine so vollständige Uebereinstimmung, daß über die Gleichheit der Ursachen, auf welche beide zurückzuführen sind, kein Zweifel obwalten kann. Von anderen Reizmitteln kann weder Haschiß noch Opium in alter Zeit nach Island gelangt sein, und auch der Brauntwein wurde nicht vor 1531 in Norwegen eingeführt. Durch Met oder Ale aber kann der Zustand, nach den Symptomen zu urteilen, nicht hervorgerufen worden sein. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts erklärten die Gelehrten Islands den Verferfergang für eine Neuerung von Tollheit, für welche die Beteiligten verantwortlich wären. 1123 wurde ein Gesetz eingeführt, welches befahl, daß jeder, der an diesen Ausbrüchen der Wätere teilnahm, auf drei Jahre von der Insel verbannt werden sollte, und welches auch alle diejenigen, die dabei zugegen waren und nicht mithalfen die Verferler zu binden und so lange zu bewachen, bis der Anfall vorüber war, mit derselben Strafe belegte.

Die weiße Kaze.

Humoreske

von

Felix Lilla.

(Schluß.)

So begab sich Hugo Frieze einstweilen mit dem Freunde nach dessen Atelier und betrachtete das Gipsmodell des „treuen Hektor“. Dies lebenswahre, schöne Werk der Tierbildnererregte verdientermaßen die Bewunderung des Malers, wie es die Bewunderung eines jeden erregt hat, seitdem es als Bronzeguß in den Kunsthandel gekommen ist. Wir selbst haben den treuen Neufundländer als Briefbeschwerer vor uns auf dem Schreibtisch liegen und sehen ihn nun, indem wir diese Zeilen schreiben, mit aufrichtiger Hochachtung noch einmal an.

Endlich kam Bastian. Dieser verschmitzte aussehende fünfzehnjährige Junge erhielt Befehl, die weiße Kaze zu ermitteln. Als besondere Kennzeichen derselben wurde ihm die schöne schneeweiße Farbe, das zierliche Aussehen und das rote Sammethalband bezeichnet.

Bastian versprach, sein möglichstes zu thun für eine Reichsmark.

Er that sogar noch mehr, als verlangt wurde, denn am Abend, zwischen Dämmerung und Dunkelheit, brachte er schon die weiße Kaze mit rotem Sammethalband dem ob solcher Fügigkeit äußerst überraschten Gebieter.

Das sich sträubende Tier hatte dem Gamin ziemlich arg die Hände zertrakt, weshalb er auch mit einiger Zuversicht auf eine Zulage von fünfzig Pennig rechnete.

„Ich hatte Dir gerade nicht befohlen, die Kaze zu fangen, welche ich zu modelliren wünsche,“ sagte der Bildhauer. „Du solltest ja zunächst den Eigentümer nur ermitteln.“

„Wer der Eigentümer ist, weiß ich nicht,“ versetzte Bastian. „Aber die Kaze habe ich gefangen auf offener Straße, hinter dem Rücken eines Polizisten.“

„Es ist augenscheinlich die richtige Kaze,“ murmelte Wendel überlegend. „Was ist da nun zu thun? Dieser günstige Zufall darf nicht unbenützt bleiben. Ich hab's! „Gureka“, wie der alte Archimedes so sagen pflegte, wenn er lustig war. Ich gehe sogleich zu Hugo. Er muß die Kaze als Postillon d'amour brauchen, um ein Billetdour an seine holde Unbekannte gelangen zu lassen.“

Bastian wurde angewiesen, die Kaze in einen passenden Deckkorb zu stecken, und trollte dann damit hinter dem Künstler her, als dieser zu dem Freunde hinging.

Frieze war zu Hause. Zunächst wurde der Laufbursche wieder fortgeschickt, nachdem er als Anerkennung für seine Leistung die ihm zugesagte Belohnung nebst Zulage empfangen.

Darauf nahm Frieze triumphierend die weiße Kaze aus dem Deckkorb.

„Hier ist sie, unsere vielgesuchte Mieke!“ rief er. Die Kaze miaute leise und kläglich.

„Ja,“ sagte der Landschaftsmaler in hoher Aufregung, „ich erkenne sie an dem niedlichen Neufundländer und besonders an dem sanften Miauen. Laß mich die Kaze küssen! Alles, was meiner Holden gehört, ist mir teuer.“

„Nimm Dich in acht, sie wird Dich kratzen.“

„Du hast recht! Bezähmen wir also unsere ungestümen Leidenschaften. O Mieke, wenn du sprechen könntest, du würdest mir sagen, wie deiner schönen Herrin Name und wo sie zu finden!“

„Miau!“ sagte die Kaze.

„Ah, du möchtest wohl gern, aber du kannst nicht.“

„Das ist's eben,“ meinte Wendel; „allzu viel kann man von einer Kaze nicht verlangen; doch einen Brief kann sie ihrer Gebieterin überbringen, einen Liebesbrief, den Du sogleich schreiben mußt und welchen wir dann an dem roten Halsband zweckmäßig befestigen. Wir lassen die Kaze aus dem Atelierfenster aufs Dach schlüpfen; sie wird schon schleunigst den Weg nach Hause finden, obgleich es jetzt dunkle Nacht ist, denn diese Tiergattung ist mit wunderbarem Orientierungssinn begabt.“

„Ha, glaubst Du, daß ich es wagen darf, ihr zu schreiben?“

„Gewiß, wenn Du es wirklich ernst meinst.“

„So ernst wie Romeo, als er um Julia seufzte!“

„So schreibe doch mit Deiner schönsten Handschrift und mit poetischem Schwung, was stets guten Eindruck macht. Ober weicht Du etwas Besseres zu thun?“

„D, ja wohl, ich will schreiben, denn Du hast recht; diese Gelegenheit muß benützt werden, die sich vielleicht nicht zum zweitenmale wieder bietet.“

„Schreibe, was Dein Herz dittirt! Ich will mich unterdes mit der Kaze unterhalten, damit ihr die Zeit nicht lang wird.“

Der Maler setzte sich hin und schrieb eine zart sinnige Liebeserklärung an die schöne Unbekannte, die er im Erkerfenster gesehen. Er hat um Entschuldigung, daß er sich eines so ungewöhnlichen Mittels bediene, um sie von seinen zärtlichen Gefühlen in Kenntnis zu setzen, aber er habe es nicht anders zu machen gewußt und deshalb die niedliche weiße Kaze zur Liebesbotin gewählt. Er unterzeichnete mit seinem vollen Namen und gab seine Adresse an.

Als er den Brief beendet, las er ihn zweimal aufmerksam durch und fand ihn gut gelungen. Auch Wendel nahm davon Einsicht und erklärte seine Zufriedenheit, da der Brief von edlem Feuer und schwärmerischer Leidenschaft durchhaucht sei. „Ungefähr gerade so haben vor etlichen hundert Jahren auch Rafael Sanzio und Michelangelo ihre Liebesbriefe stilisiert“, bemerkte er. „Dein Brief ist eines Künstlers des neunzehnten Jahrhunderts würdig.“

Darauf wurde das interessante Schriftstück in einem kleinen, dicken Couvert sicher untergebracht und dann sorglich an dem roten Sammethalsband befestigt. Wie sie sträubte sich nicht allzu sehr dagegen; sie schien eine instinktmäßige Ahnung von der Wichtigkeit dieser Sache zu haben. Als alles in bester Ordnung war, wurde sie aus dem geöffneten Atelierfenster gehoben und aufs Dach gesetzt; sie reckte sich, streckte sich, machte sich ganz sachte auf die Socken, und verschwand im nächtlichen Dunkel. Nur noch einmal erscholl ihr zärtliches „Miau!“ aus der Ferne; es klang so hoffnungsvoll und verheißend . . .

Geraume Zeit noch saßen die Freunde beisammen und gaben sich lieblichen Illusionen hin über das, was sich nun wohl am folgenden Tag ereignen möge.

„Ob sie wohl schon morgen meinen Brief beantworten wird?“ sagte Hugo sinnend.

„Wenn sie nicht ganz und gar ein Herz von Marmor hat, so wird sie es thun“, meinte Wendel. „Aber die treue Kaze wird die Antwort nicht bringen, sondern ein gewöhnlicher Postbote.“

Endlich schieden sie von einander.

Frühzeitig am folgenden Morgen stand Hugo Frieze auf seinem Lauerposten am Atelierfenster und beobachtete das Erkerfenster.

Lange dauerte es, doch dann wurden endlich die Fensterflügel geöffnet, die Gardinen zurückgeschoben, die Blumen bezogen, und nun erschien auch die weiße Kaze am Fensterbrett, um sich füttern zu lassen.

Durch seinen Operngucker schaute der verliebte Maler pochenden Herzens die Auserwählte an. Die leisesten Bewegungen ihres schönen Lockenkopfes konnte er durch das vortreffliche Glas genau verfolgen. Aber das liebe Antlitz verriet durchaus keine außergewöhnliche Erregung. Nur einmal schien die junge Dame einen flüchtigen Blick nach dem Atelierfenster zu senden; dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge beharrlich der Kaze zu.

Vielleicht findet sie erst in diesem Augenblick den Brief! murmelte der Maler etwas enttäuscht und doch noch hoffnungsvoll.

Da wurde sehr stark an seine Thüre geklopft.

Er zuckte zusammen, wandte sich um und rief: „Herein!“

Sollte es vielleicht schon der Postbote mit dem ersehnten Briefe sein?

Nein, es war nicht der Postbote, sondern ein unbekannter Herr mit großem schwarzem Bart und wütenden Augen, der aussah wie ein Othello im modernen Sommerkostüm.

„Bin ich hier recht bei dem Herrn Landschaftsmaler Hugo Frieze?“ kreischte er mit unangenehmer Stimme.

„Sie sind hier recht. Ich bin Hugo Frieze.“

„Herr, wie kommen Sie zu der ungeheuerlichen Dreistigkeit, an meine Frau einen Liebesbrief zu schreiben?“

„Ich hätte an Ihre Frau einen Liebesbrief geschrieben? Herr, Sie sind wohl nicht bei Sinnen!“

„Und noch dazu schänderweise sich meiner Kaze als Ueberbringerin zu bedienen!“

„Ihrer Kaze?“

„Ja, Herr . . . Herr . . . Sie Don Juan! Sie greulhafter Mensch!“

„Mein Herr . . . ich falle aus den Wolken . . . ich bin ganz konsternirt . . . mit wem habe ich eigentlich die Ehre?“

„Ich bin der Photograph César Duftig.“

„Herr Duftig, es thut mir sehr leid . . .“

„Damit ist es nicht abgethan, Herr! Ich bringe Sie vors Schöffengericht, oder der Teufel soll mich holen, wegen dieser Vergewaltigung an meiner Kaze, wegen dieser Beleidigung meiner Frau!“

„O Himmel, so ist sie also verheiratet!“

„Ja, sie ist verheiratet; sie ist Frau Duftig seit fünf Wochen. Wir leben noch in den glücklichsten Flitterwochen, und Sie Unhold stören unsern Frieden. Ich muß weinen vor Schmerz und gerechtem Zorn.“

„Verzeihen Sie, Herr Duftig, aber ich glaubte, die junge Dame sei noch ledig, und weil ich deren Adresse nicht ausfindig machen konnte, so benützte ich die Kaze als Botin.“

„Ich bringe Sie deshalb vor die Strafkammer!“

„So hören Sie doch, was ich sage! Es liegt hier ein bestagendwertes Mißverständnis vor . . .“

„Wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt auf Erden, so sollen Sie nach Verdienst bestraft werden.“

„Ach, ich bin schon gestraft genug. Die Holbe ist Gattin eines andern! Meine Liebe ist zertrümmert wie durch einen Torpedo. Durch Ihre Mittelungen haben Sie mich in tiefste Verzweiflung gestürzt.“

„Na, wenn es möglich wäre, so würde ich Sie mit wahrer Wonne sogar vors Schwurgericht bringen, denn Ihre Mißthat schreit zum Himmel um Rache!“

„Beruhigen Sie sich, Herr Duftig, ich bitte Sie! O, ich sehe ja mein Unrecht ein . . .“

„Und glauben Sie, daß es damit gut sei?“

„Diese unselige Liebe muß ich nun aus meiner Brust reißen . . .“

„Dabei soll das Schöffengericht die nötige Assistenz leisten!“

„Haben Sie Mitleid . . . ich bin so unglücklich . . .“

Er zerrte den eifersüchtigen Photographen mit sanfter Gewalt zum Atelierfenster.

Drüben am Erkerfenster war noch die junge Dame sichtbar und auch die weiße Kaze.

„Also Sie sind der beneidenswerte Gemahl dieses Engels mit den braunen Locken . . .“

„Herr, meine Frau hat keine Locken!“

„Wie?“

„Drüben wohne ich ja gar nicht, sondern in der Luisenstraße.“

„Ha!“

„Die junge Dame drüben ist nicht meine Frau.“

Der Maler machte einen Lustsprung vor Freude.

„Nehmen Sie den Operngucker zur Hand!“ rief er. „Bitte, sehen Sie genau zu! Ist der reizende Lockenkopf wirklich nicht Ihre Frau?“

„Nein, mein Herr. Das kann ich mit gutem Gewissen beschwören.“

„Und die Kaze?“

„Hat viel Ähnlichkeit mit meiner Kaze, das muß ich sagen, besonders da diese auch ein rotes Halsband trägt. Doch, wie sollte sie dorthin kommen! Es ist undenkbar. Nein, es ist nicht meine Kaze, behaupte ich.“

„Der Himmel sei gepriesen!“ jubelte Hugo und fiel dem Photographen um den Hals. „Jetzt klärt sich alles auf. Mein Freund Wendel hat die unrechte Kaze erwischt!“

„Fritz Wendel, der Bildhauer?“

„Ja; kennen Sie ihn?“

„Gewiß! Ich habe für ihn zuweilen Skulpturen photographirt.“

Wendel wird Bürge sein für die Reinheit meiner Gesinnung. Er trägt indirekt Schuld, daß diese Verwechslung, dies bestagendwerte Mißverständnis geschehen konnte. Gehen Sie mit mir zu Wendel! Er soll die Wahrheit meiner Aussage bestätigen.“

César Duftig war ruhiger geworden, ja fast ganz schwächtigt. Er ging mit nach der Prinzenstraße zu dem Bildhauer.

Wendel bestätigte mit deutscher Wiederkeit die Aussagen des Freundes, was zur Folge hatte, daß der eifersüchtige Argwohn im Herzen des Photographen völlig erlosch. Er wurde nun sogar sehr freundlich und gefällig.

„Hm, es ist Ihnen also so viel daran gelegen, die Adresse der jungen Dame mit der Kaze zu ermitteln?“ fragte er lächelnd.

„Ja, freilich; aus den wichtigen Gründen, die Ihnen nun bekannt sind und um deren Geheimhaltung ich bitte.“

„Nun, Herr Frieze, einige Tage nach unserer Hochzeit wünschte meine liebe Frau eine weiße Kaze, weil sie Mäuse in der Küche bemerkt hatte. Ich ging also zu dem Schuhmacher Bräside am Heumarkt, der Kagen zu verkaufen hat und deren Aufzucht als Nebengeschäft betreibt, und kaufte die Kaze, welche Sie kennen. Er hatte zwei ganz gleiche, junge, zierliche weiße Tiere, offenbar Kagengehwister. Gerade wie ich da war, kam eine junge Dame . . .“

„Mit Locken?“

„Ja, und wenn ich mich nicht sehr irre, war es die junge Dame, welche Sie mir heute gezeigt.“

„Und sie kaufte die andere Kaze?“

„Sie kaufte das zweite Exemplar und bezahlte dafür zwei Mark fünfzig Pfennig. Demnach können Sie wahrscheinlich die Adresse der Käuferin der weißen Kaze bei dem Schuhmacher Bräside erfragen.“

„Herr Duftig, Sie sind offenbar ein Gesandter der Vorsehung. Empfangen Sie meinen innigsten Dank!“

„O bitte, es ist gerne geschehen! Ich weiß auch, was Liebe ist.“

Nach diesem empfahl sich der wackere Photograph.

Die Freunde begaben sich zu dem Schuhmacher, wo der Maler sich ein paar Salonstiesel anmessen ließ. Dabei erfragte er mit diplomatischer Geschicklichkeit die Adresse der jungen braunlockigen Dame, welche vor etlichen Wochen eine Kaze gekauft.

Das Fräulein hieß Hermine Keller und wohnte zusammen mit ihrer Tante, der verwitweten Frau Keller, in der Königsstraße Nummer 44. „Ich glaube, die beiden Damen machen künstliche Blumen und dergleichen“, septe Meister Bräside noch hinzu. „Als ich die Kaze hindrachte, waren sie nämlich mit solcher Arbeit beschäftigt.“

„In der Königsstraße, wie ist das nur möglich?“ rief Frieze verwundert. „Von meinem Atelierfenster in der Ritterstraße aus scheint die Entfernung nur gering zu sein.“

„Es ist da hinter dem Vorderhause ein sehr großer Garten und am Ende desselben ein Hintergebäude, in welchem die Damen wohnen“, sagte Bräside.

„Aha, da haben wir also die Lösung des Rätsels“, bemerkte Wendel.

Sie verließen den biedern Schuhmachermeister und Kagenzüchter, um sich alsbald nach dem Hause in der Königsstraße zu begeben, wo sie sich bei den Damen einführen wollten unter dem ihnen schon geläufig gewordenen sinnreichen Vorwande, die Erlaubnis zur Modellirung der hübschen weißen Kaze zu erbitten.

Eine Viertelstunde später befanden sich die Künstler in dem Wohnzimmer der Blumenmalerin und Schiffskapitänswitwe Keller.

Es war eine nett möblierte, behagliche kleine Wohnung, die zwar nicht von Reichtum zeugte, aber auch nicht von Armut und Entbehrungen. Die schönsten natürlichen und die zierlichsten künstlichen Blumen waren da zu sehen. Ein Kanarienvogel zwitscherte in seinem Messingbauer und die weiße Kaze schlummerte frieblich auf dem bunten Plüschsofa.

Auch die liebe Hermine war anwesend und schaute mit Interesse den jungen, stattlichen Landschaftsmaler an, den sie mit ihren scharfen Augen so oft dabei ertappt hatte, wie er sie durch seinen Operngucker bewunderte; wenigstens hatte sie sich das im stillen so gedacht. Junge Damen sind immer so schlau im Erraten.

Fritz Wendel brachte das Gespräch auf die Kaze, welche er, wie er sagte, von dem Atelierfenster des Freundes aus die zierlichsten Evolutionen auf den Dächern habe machen sehen, und erbat sich die Erlaubnis, das unvergleichlich schöne Tier modelliren zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde ihm bereitwilligst und mit wahren Vergnügen erteilt. Die beiden Herren plauderten noch eine halbe Stunde mit den Damen und entfernten sich alsdann, Frieze ganz entzückt von seinem Glück, den Meister Bräside und den Photographen César Duftig segnend, weil sie ihm endlich auf den rechten Weg zu dem holden Wejen geholfen.

Hermine aber sagte schmolend zu ihrer Tante: „Wie abscheulich! Also nur der Kaze wegen hat er durch den Operngucker gesehen, und ich glaubte, er hätte es um meinertwillen gethan. O, diese Männer!“

Die Tante lächelte stillvergnügt und sprach: „Warte nur, Herminchen! Gut Ding will Zeit haben.“

Es kam denn auch richtig so, wie die Tante im stillen dachte.

Die Kaze wurde meisterhaft modellirt und von den Abgüssen erhielten die Damen ein Prachtexemplar, welchem sie einen Ehrenplatz auf der Kommode einräumten.

Der Maler, um auch seine Kunst zu zeigen, brachte Zeichnungen und Gemälde, welche nach Gebühr bewundert wurden.

Nach einigen Wochen hielt er um die Hand seiner Angebeteten an. Hermine wollte recht gerne heiraten, wie das ja der berechtigte Wunsch aller jungen Damen ist, und der lebenswürdige Landschaftsmaler gefiel ihr über die Maßen, denn sie selbst war ja als Blumenkünstlerin eine künstlerisch angelegte Natur, und deshalb sagte sie ja und nicht nein.

Fräulein Keller war Waise und besaß ein kleines Vermögen.

Der Künstler schickte seine große Landschaft in die Kunstausstellung und fand für seine Leistung rühmende Anerkennung und einen gut zahlenden Käufer, was noch besser war. Sein künstlerischer Ruf stand nun fest und fortan war das läunische Glück ihm hold.

Auch Fritz Wendel hatte viel Erfolg mit dem „treuen Hektor“ und anderen Tierfiguren, darunter die „weiße Kaze“ nicht zu vergessen.

Bald vermählte Hugo sich mit Hermine. Das junge Paar bezog eine Veletage und lebt darin sehr glücklich. Die weiße Kaze ist auch da und befindet sich sehr wohl.

Merkwürdige Wanderungen von Seefischen.

Carupano ist ein blühender Seehafen an der Nordküste von Venezuela, etwa unter 10 Grad nördlicher Breite und 63 Grad westlicher Länge (von Greenwich) und in nächster Nähe des Kanals gelegen, der den atlantischen Ozean mit dem Antillenmeere verbindet und auf der einen Seite von den Inseln Tobago und Grenada, auf der andern von Trinidad und dem südamerikanischen Festlande begrenzt wird. Durch diesen Kanal tritt der große westliche Strom in das Antillenmeer ein. Das Meer ist bei Carupano in großer Entfernung vom Lande ziemlich leicht. Dieser Ort ist in der ganzen Gegend durch das häufige Auftreten von ungeheuren Mengen von Seefischen bekannt, die in großen Scharen, zuweilen lebend, zuweilen tot, ans Land geworfen werden. Die Schwärme lebender Fische, die „rabazones“, erscheinen zu jeder Jahreszeit, am häufigsten während der Regenzeit zwischen Mai und November. Es folgt diesen Schwärmen, die sich aus zahlreichen Arten zusammensetzen, eine große Zahl von Raubfischen, unter welchen besonders die Haiische vertreten sind. Zu gleicher Zeit werden sie von Walfischen (Lacholot) begleitet, und große Blüge von Röhren zeigen sich, welche eine Menge von Fischen erbeuten. Infolge dieser mannigfaltigen Verfolgungen drängen sich die Fische mit solchem Ungeflüm nach dem feichteren Ufer, daß das Meer meilenweit durch ihre Bewegung gleichsam zu siedeln scheint. Sind sie an den Strand gelangt, so werden sie von den Einwohnern in so großer Anzahl gesammelt, daß man nicht im Stande ist, sie hinwegzuführen. Der größte Teil stirbt auf dem Strande und bleibt dort in Form eines mehrere Fuß hohen und breiten Walles liegen, durch den die Luft mit Fiebermiasmen geschwängert wird. — Die Ursache dieser Wanderungen dürfte, wie in anderen Fällen, in Nahrungserregungen zu suchen sein. Die Fische wandern nach dem nahrungreicherem westlichen Teil der karibischen See und ziehen dabei eine stetig sich vergrößernde Zahl ihrer Feinde an. An der Küste von Carupano ist die Fischerei leider unbedeutend entwickelt, und der Zug wird daher nicht gestört, bis er den Strand erreicht hat. Weiter westlich auf der Insel Margarita hat man dagegen große Fischereianlagen, und durch Feuer und Rauchsignale wird die Ankunft der Fische schon von weitem gemeldet. Da nicht selten in jenen Gewässern unterirdische Ausbrüche von schädlichen Gasen, besonders Schwefelwasserstoff, stattfinden, so treiben zu solchen Zeiten die Fische tot ans Land („tarbios“) und verpesten weithin die Luft.

Don Pedros Brautfahrt.

Erzählung

von

Max Lany.

(Fortsetzung.)

Trotz der traurigen Betrachtungen belebte sich der Humor des vierblättrigen Kleeblatts bei den angezündeten Pfeifen allmählich wieder. Nach langer Beratung, ob man auf die Rückkunft der ganzen Abteilung warten oder auf eigene Faust nach dem verlassenen Lager zurückkehren solle, entschied man sich für das erstere. Der Zustand des Vorgesetzten war dabei ausschlaggebend; der fürchtete mit Recht, daß er bei einem immerhin nicht unmöglichen feindlichen Angriff wehrlos wäre und bei einer etwaigen Flucht den Feinden in die Hände fallen mußte, was bei der beliebten Kriegsführung gleichbedeutend war mit Gehängtwerden. So vergingen noch einige langweilige Stunden. Die Sonne stieg höher und höher und öfter mußte der Platz gewechselt werden, um einen Ort ausfindig zu machen, wo etwas Schatten den Aufenthalt erträglich machte. Endlich vernahm man ein fernes Geräusch wie Pferdegetrappel. Einer der Soldaten schlich hinaus, um zu erkunden, ob Freund oder Feind im Anzug sei. Es war glücklicherweise Dupain mit seiner Schar, die samt ihren Tieren todmüde von ihrer erfolglosen Hehjagd zurückkehrten. Der Führer war in übelster Laune, er ritt an der Spitze und als er die Gruppe der Zurückgebliebenen gewahrte, hielt er. Mit funkelnden Augen und zusammengekniffenen Lippen, die den Bart büstenartig nach vorn trieben, schimpfte er über die schlechten Reiter, die nur zum Parabiren zu gebrauchen wären. Scheu verflochten sich die Leute in die Reihen ihrer Kameraden, nur van Zeen machte ein unfähig klägliches Gesicht und blickte mit wahrhaft mitleiderregender Miene auf seinen Gönner. Aber der hatte für den Verletzten auch kein Erbarmen.

„Packt den Lahmen auf ein Pferd und dann vorwärts; wir haben schon genug Zeit verloren!“ befahl er, dann wandte er sein Tier wieder und verfolgte mit einem Gesicht so finster wie Gewitternacht seinen Weg.

Nach einer Abwesenheit von zwanzig Stunden erreichte man das alte Lager. Die Leute waren noch mit dem Abhätten beschäftigt, da winkte der unermüdete Dupain den nächstbesten Korporal zu sich.

„Der Sergeantmajor soll kommen — sofort!“ rief er ihm zu. Der Mann kehrte zurück mit der Meldung, daß van Zeen nicht stehen könne, der Chirurg hätte ihn eben unter den Fingern.

„Dann nimm Du diesen Zettel. Mit drei Mann machst Du Dich sofort auf den Marsch nach der Hacienda San Antonio. Sage dem Lieutenant del Patio, daß ich morgen um elf Uhr dort eintreffen würde, bis dahin müßte der hier aufgezeichnete Auftrag ausgeführt sein!“

Mit starrer Haltung nahm der Korporal das Papier entgegen und machte Kehrt. Tief ihm auch die Galle über von innerlichen Verwünschungen, seine unbewegliche Miene zeigte äußerlich nur einen in der schlechten Laune des Kommandeurs wohlbegründeten Gehorsam, der Hunger und Müdigkeit vergessen ließ, wenigstens so lange, als er mit seinen Leidensgefährten im Bereich des Lagers war.

In frühesten Morgenstunden langte die Ordnungszug in San Antonio an. Del Patio hatte in der Zwischenzeit reichlich Ruhe gehabt, mit ruhiger Ueberlegung festzustellen, was ihm als Pflicht erscheinen mußte. Mit tiefem Ernst, aber fester Hand entfaltete er den Befehl seines Chefs.

Auf die mündliche Nachricht, daß der Chef selbst um elf Uhr eintreffen werde, antwortete er mit gleichmütigem „Es ist gut“.

Je eher die Sache endgiltig erledigt war, desto lieber

war es ihm. Die Ankunft Dupains deutete auf Vormarsch nach Norden. Er hatte nichts dagegen.

Alle Ungewißheit war nun zu Ende. Das Todesurteil Lucindes in der Hand, sah er seinen Weg fest vorgezeichnet. Seine altgewohnte Willensstärke ließ ihn nicht zaudern. Mit festen Schritten begab er sich zu seiner Gefangenen. Er findet sie auf dem Bette sitzend, in einer Stellung, die ihm sagt, daß sie wenigstens versucht, sich durch einigen Schlaf zu stärken. Dunkle Ringe umgaben ihre müden, übermäßigen Augen, die verwirrten Locken fielen ihr in die Stirn. Bei seinem Eintritt griff sie nach ihrem Rebozo und verhüllte den Kopf, ihre in Unordnung geratene Haartoilette zu verdecken.

„Sennora,“ begann er ernst, fast feierlich und hob den Zettel empor, „der Befehl des Kommandeurs ist angelangt.“

Er schwieg und stumm starrte sie ihn an, als ob sie weitere Eröffnungen erwarte.

Er winkte ihm, einzutreten.

„Du weißt, was Du zu thun hast,“ sagte er leise zu ihm, „jetzt mach, daß Du fortkommst!“

Der Schwarze wies grinsend sein weißes Gebiß und nickte mit dem dicken, wolligen Kopf.

„Werde gut machen, was Senno befehlt,“ sagte er und nahm zwei große Revolver, die in Holstern an der Wand hingen, an sich und entfernte sich wieder.

In der offenen Thür erschienen die neugierigen Gesichter der Leute, die durch die Ordnungszug schon von dem Kommenden Kenntnis erhalten.

„Sennora,“ sagte der Offizier zu der Gefangenen, „folgen Sie einfach meinen Weisungen und erschweren Sie mir meine Pflicht nicht!“

Das sagte er in kaltem, geschäftsmäßigem Tone; aber nur ihr verständlich setzte er leise mit bezeichnendem Blick auf die Thür hinzu: „Vertrauen Sie auf das Wort eines mexikanischen Edelmannes!“ Dann ging er in die Halle.

Er bezeichnete seinem Korporal neun Contre-Guerillas mit Namen als Exekutionsspiet, hierauf schrie er nach dem Wirt. Der Schreck über die nicht zu mißdeutenden Vorbereitungen hatte dem Manne den letzten Blutstropfen aus dem gelben Gesichte getrieben. Mit schlotternden Knien, als sollte es ihm selbst an den Kragen gehen, folgte er dem Ruf:

„Beyspann Deinen Karren, Du sollst die Verurteilte hinausfahren!“

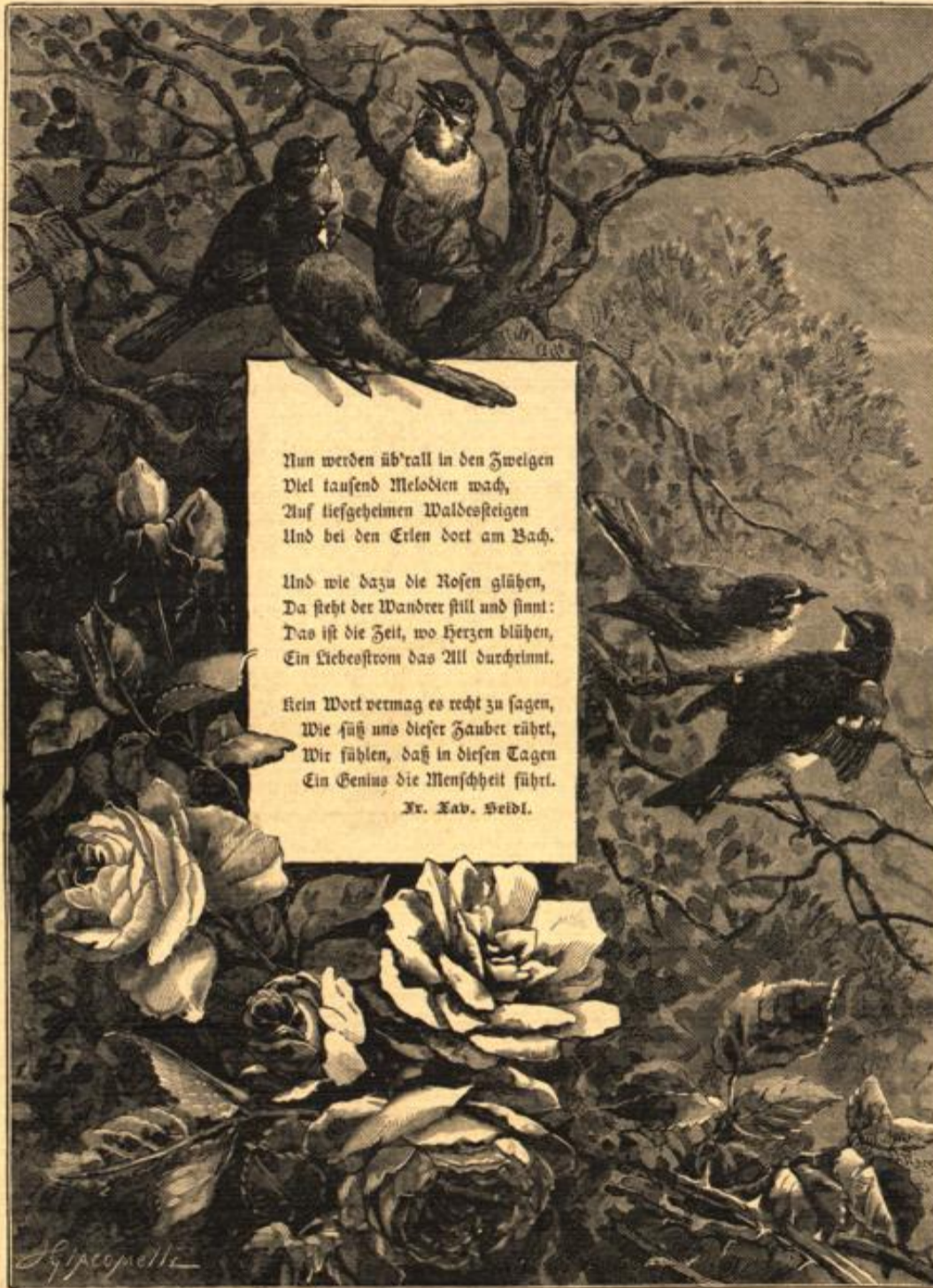
Eine wilde Energie machte des Offiziers Augen funkelnd sprühend. Er griff nach seinem Säbel, schnallte ihn um und trat dann, den Sombrero in der Hand, wieder in das Zimmer Lucindes.

Seine Worte und seine Gegenwart stöhnten ihr so viel Kraft ein, daß sie mit ernster Würde und niedergeschlagenen Augen ihm entgegenschritt und seinen dargebotenen Arm annahm. Die Berührung des Mannes, dessen Edelmut sie kennen gelernt und der ihr, fast ohne daß sie wußte warum, ein felsenfestes Vertrauen einflößte, gab ihr die Kraft, mit ruhigem Schritt durch die Spalier bildenden Soldaten zu gehen, bis zu dem einfachen zweirädrigen Gefährt, das vor der Veranda hielt. Bei dem Anblick des verhängnisvollen Wagens wandelte sie von neuem die Schwäche an, aber del Patio umfaßte die schlanke Gestalt und hob sie leicht in den hölzernen Kasten, wo sie auf ein großes Kissen nieder sank. Mit zitternder Hand zog sie den schwarzen Schleier dichter um das Haupt, daß ihr bleiches Anlitz den lästigen Blicken der Umstehenden vollständig entzogen war.

„Aufgefessen!“ kommandierte del Patio. Die Säbelscheiden klirren gegen die Steigbügel, die Reiter flogen in den Sattel.

Del Patio setzte sich an die Spitze des Zugs. Unter einem kräftigen Schenkeldruck stieg sein Kopf und begrüßte wieder die frische Morgenluft.

Mit goldigem Glanz beleuchtete die aufsteigende Sonne die kräftigen Gestalten der Reiter, die den Karren mit der bewegungslosen schwarzen Dame in die Mitte genommen. Von den hell beschienenen Abhängen lachten die duftigen Wälder in stolzer Pracht; ein leichter, balsamischer Luftzug neigte den üppigen Blumenschmuck der Savanne, die sich unabsehbar nach Osten dehnte. Fast schien es, als wollten die duftigen Kinder Floras sich verneigend der unglücklichen Schwester den letzten Gruß spenden, als sie von den rauhen Kriegerern zum Tode geführt werden sollte. Der Zug verließ die Straße und wendete sich quer durch die grasige Ebene einer bewaldeten Kette von Vorbergen zu. Mit dumpfem Schlag traten die Kofhufe den weichen Boden. Die kräftigen Maultiere vor dem Karren hatten Mühe, in dem hohen Grase, das ihnen bis an den Leib reichte, mit den trabenden Reitern Schritt zu halten. Totenblau, mit bläulichen Lippen sah der Gastwirt auf dem Vorderbrett des Karrens und wagte nicht, sich umzuwenden nach dem unglücklichen jungen Wesen, das er der letzten Stunde entgegenführte. Der Wald that seine geheimnisvollen Hallen vor ihnen auf. Kühler Duft wehte ihnen daraus entgegen.



Nun werden üb'ral in den Zweigen
Viel tausend Melodien wach,
Auf tiefgeheimen Waldessteigen
Und bei den Erlen doct am Bach.

Und wie dazu die Rosen glähen,
Da steht der Wanderer still und sinn:
Das ist die Zeit, wo Herzen blähen,
Ein Liebestrom das All durchtrinn.

Kein Wort vermag es recht zu sagen,
Wie süß uns dieser Zauber tährt,
Wir fählen, daß in diesen Tagen
Ein Genius die Menschheit fährt.

Fr. Fav. Weidl.

Juni. Zeichnung von H. Giacomelli.

„Ich beschwöre Sie, erschrecken Sie nicht, wir konnten es nicht anders erwarten — er fordert Ihren Tod!“

Ein schriller, ersterbender Wehruf brach aus Lucindes bleichen Lippen. Sie griff mit beiden Händen in die Luft und sank ohnmächtig auf die Lagerstatt zurück.

Del Patio eilte zum Tische. Aus einem Gefäße mit Wasser befeuchtete er das erste beste Tuch, das ihm in die Hände fiel, und eilte zu ihr.

Mit zitternden Händen drückte er das Tuch an die Schläfen, an die weiße, kalte Stirn und langsam kehrte das Leben in die zarte Gestalt zurück. Er richtete sie in die Höhe und sie schlug die Augen auf, ihn mit dem sanften, matt glänzenden Blicke der verwundeten Gazelle umfassend.

„Mut, Mut, mein armes Kind! Bei den Wunden Christi schwöre ich Ihnen, es soll Ihrem Leben kein Leid geschehen! Aber die Zeit drängt, zeigen Sie den Leuten, wie eine Mexikanerin ihr Schicksal auf sich nimmt.“

Er schritt zur Thür, um zu öffnen. Sein eigener Diener, ein Negor, stand vor ihm.

„Ich beschwöre Sie, erschrecken Sie nicht, wir konnten es nicht anders erwarten — er fordert Ihren Tod!“



„Sei gut!“



Große Kaffeegesellschaft.



„Nein! Ich habe selbst zu wenig.“



Adrien Marie

„Erzählt“ und eine Geschichte, wo ein großes Stück Kuchen drin vorkommt.“



„Ich will mitspielen!“



„Wir wollen hier oben bleiben!“



„Dich hab' ich gern!“



Die alte und die neue Liebe.

Unsere Kleinen. Zeichnungen von Adrien Marie.

Langsam ging's hinein in das heimliche Dunkel. Ueber ihren Köpfen zwitscherten die Vögel zum vielstimmigen Konzert. Lucinde hatte den Schleier ein wenig geöffnet, ihr bang sehender Blick schweifte zurück über die offene Ebene, wo der mächtige Steinbau des entweihten Klosters, umringt von blühendem Gebüsch, im stillen Frieden lag. Don Pedro spähte den schmalen hellen Streifen, der die Straße bedeutete, nach Süden hinunter. Dort, in weiter, weiter Ferne bewegte sich eine dunkle, lange Linie: Dupain mit seiner rotärmeligen Bande, die in wenigen Stunden die Hacienda erreichen würden. Der Mexikaner warf einen feurigen Blick voll Stolz und Verachtung dem Reiterzuge entgegen.

„Diesmal sollst Du Dein Opfer nicht haben, grauer Bütterich!“ murmelte er großend; dann sprang er vom Pferde, das er am Zügel weiterführte.

„Halt! Den Rest machen wir zu Fuß. Laßt die Pferde hier, ein Mann mag sie bewachen!“

Seine Stimme klang schneidig, hart wie Stahl. Die Rosse wurden an die hochaufragenden Wurzeln der Eichen gefesselt. Die Soldaten traten, den Karabiner im Arm, an den Karren.

„Vorwärts, vorwärts!“ drängte ungeduldig der Offizier und winkte dem Fuhrmann, weiter zu fahren. Neugierig und knurrend bewegte sich das Gefährt über Wurzeln und Gestrüpp tiefer in den Wald. Rechts und links aufsteigende Felsen ließen nur einen schmalen Pfad frei, der endlich zu einer kleinen Lichtung führte, die wie eine Insel im rauschenden Ozean die lichte Sonnenglut aufnahm. Im wilden Sturm waren einige der Baumriesen gestürzt und hatten den sie umgebenden jungen Nachwuchs mit sich zu Boden gerissen. So war die Lücke entstanden, durch die der azurblaue Himmel niederblickte. Die mächtigen Stämme lagen am Boden und streckten ihre verdorrten Arme hoch in die Luft. Buntblühende Schlingpflanzen umwanden die toten Stämme mit lebensfrischem Kranz.

Hier war man am Ziel.

„Dort stellt euch auf!“ befahl del Patis seinen Leuten mit viel lauterer Stimme, als eigentlich nötig war, so daß rings im Walde das schlummernde Echo geweckt wurde.

Die Leute gehorchten und rangirten sich in einer Reihe unter den weit überhängenden Ästen einer uralten Eiche. Man hörte nur das Klappern der Waffen, die in Bereitschaft gesetzt wurden.

Don Pedro, der allein wieder zu Pferde saß, bedeutete dem Fuhrmann, den Karren umzuladen, daß er ohne Zeitverlust den Rückweg antreten konnte.

„Wollen Sie meine Hilfe in Anspruch nehmen?“ fragte er die Verurteilten und bot ihr galant die Hand zum Aufsteigen. Am ganzen Körper zitternd vor Aufregung erreichte sie den Fußboden.

„Fassen Sie Mut, in einigen Minuten haben wir die bunte Komödie zu Ende geführt.“ mahnte er leise und führte sie zu einem Baumstumpf. Willenlos folgte sie seiner leitenden Hand bis zu dem knorrigen Wurzelwerk, wo sie, niedersinkend, den Kopf an den Stamm lehnte mit geschlossenen Augen, das geisterbleiche Gesicht umrahmt von den Falten des dunklen Spitzenkleiders.

Fast schien es, als ob Don Pedro sich nicht losreißen konnte von dem traumhaft schönen Bilde zu seinen Füßen. Plötzlich riß er mit wilder Bewegung sein Roß auf den Hinterbeinen herum, daß es hoch aufbaumte und mit den Vorderfüßen in die Luft hieb.

„Fertig!“ Mächtig, weithin verhallend, schallte sein Kommandoruf in den lauschenden Wald. Unheimlich knackten die Karabinerhähne, mit fahlem Glanze erhoben sich acht Läufe zu einer Reihe. Acht schwarze Mündungen starrten ihr Opfer an.

Plötzlich kracht es im Didicht hinter dem Rücken der Soldaten. Fünf oder sechs Schüsse fallen in schneller Reihenfolge und vervielfachen sich im Widerhall in der Ferne. Hier und da sinkt ein Ast zersplittert hernieder. Dann wieder in doppeltem Tempo der kurze, hart klingende Schlag der Revolver.

Vor Schreck starr wie die Bildsäulen stehen die Soldaten mit angezogenem Gewehr und blicken ratlos auf ihren Offizier. Dieser zeigt bei dem Angriff der unsichtbaren Feinde eine wunderbare Kaltblütigkeit.

„Zurück zu den Pferden, in die Ebene hinaus!“ schrie er ihnen zu. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen und sprangen wie gehetzte Wild in den Wald zurück, vorbei an dem Gastwirt, der wie toll auf die Maultiere einhieb, um sie von dem Orte zu treiben, der aller Voraussicht nach zum Kampfplatz ausersehen war.

So hatte sich im Handumdrehen das Waldtheater verwandelt. Von der eben noch so zahlreichen Gesellschaft blieben nur der geschickte Regisseur der Scene und die Verurteilten auf dem Platz. Wieder krachte es im Walde, eine neue Salve, die rollend durch den Wald hallte. Del Patis kümmerte sich um das Getralle nicht weiter. Ein Rundblick überzeugte ihn, daß er mit Lucinde allein sei.

„Komm, mein armes Mädchen, das grausame Spiel ist zu Ende!“ Damit bog er sich aus dem Sattel, umfaßte ihren schlanken Leib und hob sie leicht vor sich aufs Roß. Willenlos ließ sie ihn gewähren, ihr Köpfchen sank an seine Brust, wo das wilderregte Herz zum Berspringen pochte. Ein kräftiger Sporendruck trieb den Renner an, hinein in die dunkle Waldung, entgegengesetzt der Richtung, in der sich die Soldaten eiligst zurückgezogen. Den schlanken Hals weit vorgestreckt, die klugen Augen weit geöffnet, unter der

doppelten Last schnaufend, flog das edle Tier durch das Unterholz, mit der Wucht seines Körpers das Gezweige teilend. Seine kostbare Last fest umschlungen haltend, saß der Mexikaner wie angegossen im Sattel, vornübergebeugt, so daß Herz an Herz schlug.

Lucinde fühlte sich wie im Traum dahinschweben. Sie schlug die Augen nicht auf. Ein süßes Gefühl von Sicherheit durchströmte sie, unennbare Mattigkeit nach der schrecklichen Aufregung der letzten Tage beraubte sie der Fähigkeit zu handeln. Sie vertraute dem kräftigen Arm, der sie umschlungen hielt, und schmiegte sich fest an den Mann, dessen heißer Atem ihre Stirn berührte. Er mußte sie wohl für ohnmächtig halten.

„Mein süßes Kind, Dich sollte ich morden sehen!“ murmelte er und drückte einen leisen Kuß auf die reine weiße Stirn. Sie hörte die Worte, sie fühlte die Berührung der Lippen und errödete bis in die Schläfen. Sie litt es ohne Zorn. Eine sonderbare, stumme Liebeserklärung auf jagendem Roß, dessen Bewegungen sie wie ein sanftes Wiegen empfand. Das Rauschen der Zweige, die sie zerteilten, es verwirrte sie, nahm ihre Sinne gefangen. Die Kühnheit ihres Entführers ließ ihr Herz heißer schlagen, doch nur ein Gedanke fand in dem arg gequälten Köpfchen Raum: der Mann, der sie dem Tode entriß, der sie mit sich hinwegtrug aus der Nähe der Feinde, er sei ihr Herr, dem sie keinen Widerstand entgegensetzen konnte, selbst wenn sie die Kraft des Willens hierzu besessen hätte. So ließ sie auch den dreisten Kuß über sich ergehen mit dem glücklichen Vertrauen des Kindes, das sich in starkem Schutze geborgen weiß.

Indes warf der Renner mächtig seine Glieder nach vorn und hinten, sich wenig darum kümmernd, daß niederhängende Zweige dem Reiter den breitrandigen Sombrero vom Kopfe rissen und den weithin wallenden Schleier des Mädchens zerfetzten.

Endlich blühte ein heller, glühender Streifen durch das dicke Gehölz und warf flimmernd die Sonnenstrahlen zurück, die ihren Weg durch eine breite Lücke im unendlichen Blätterdach fanden. Noch einige lange Sätze und Don Pedro hielt sein treues Tier am Ufer eines Flüsschens, das rauschend und strudelnd sein kristallhelles Wasser zu Thal wälzte, hinunter durch Bergwald und Savanne, dem fernen Ozean zu.

Noch ehe der Reiter hielt, traten zwei halbnackte braune Gestalten aus dem Gebüsch, die blanke Machete (ein breites Waldmesser) in der Hand. Es waren die indianischen Begleiter Lucindes.

Mit der ihrem Stamm eigenen Würde und Ruhe traten sie an das schaumbedeckte Roß heran.

„Wie wollt ihr die Sennora weiter bringen?“ fragte der Reiter eindringlich und richtete seinen Schühling auf. Tief erröthend unter seinem ebenso zärtlichen als besorgten Blick strich sie die Locken aus der Stirn und glitt, von dem alten Indianer unterstützt, vom Pferde.

„Das Wasser führt zu dem Ort, wo die roten Krieger die weiße Blume in die Arme ihrer Freunde legen,“ antwortete der Wilde und wies gleichzeitig auf ein kleines Kanoe, das der Knabe unter dem überhängenden Gebüsch am Ufer hervorjog und in Bereitschaft setzte.

Don Pedro hielt noch immer die kleine weiße Hand der jungen Dame in der seinen und suchte vergebens einen Blick zu erfassen.

„Sennora,“ begann er mit vibrierender Stimme, nur mit Mühe eine heftige Bewegung unterdrückend, die ihn antrieb, der Geretteten seine heiße Liebe zu gestehen. — „Sennora, hier muß ich Sie Ihren Begleitern überlassen, werden Sie den Mann, der sich bemühte, Ihnen so nützlich zu sein, als er es vermochte, werden Sie diesen Mann vergessen, oder — darf ich hoffen, daß ich Sie in ruhigeren, friedlicheren Zeiten wiedersehen darf?“

Die kleine Hand zitterte unter seinem leichten Druck, das Antlitz in Purpur getaucht, stand sie an des Rosses Seite, innerer Kampf ließ ihren Busen in unruhigen Atemzügen anschwellen. Endlich hob sie langsam das Haupt und ihre großen, seltsam glänzenden Augen trafen voll die seinen. Mit leisem, zitterndem Tone sagte sie zu ihm:

„Die ritterliche That des feindlichen Offiziers, der einem unbesonnenen, ungeschickten Mädchen mit so viel Aufopferung das Leben rettete, sie wird nie vergessen werden — die heilige Jungfrau wird Sie belohnen — mein Vater wird Ihnen gewiß persönlich seinen Dank abstatten, wenn die Zeiten glücklichen Wandel bringen — leben Sie wohl, Don Pedro!“

Damit riß sie sich los und flog dem Kanoe zu. Noch ehe der Reiter sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, die die Nennung seines Vornamens auf ihn ausübte, hatte sie auf dem Boden des kleinen Fahrzeuges Platz genommen und ein kräftiger Ruderstoß trieb das Boot hinaus in den wirbelnden Strom, unter dessen Gewalt es hurtig abwärts glitt.

Don Pedro blickte der Entschwindenden nach. Ohne sich seines Beginns recht klar zu werden, warf er Kufhand auf Kufhand hinüber und stolze Freude hob ihm das Herz im Busen, als er sah, wie das Wehen des von Lucindes Hand bewegten Schleiers ihm einen stummen Abschiedsgruß zurücksandte. Lauter rauschten des Urwalds Bäume zu seinen Häupten, ein frischer Wind trieb krause Wellen über die glänzende Wasserfläche, hinter dem seinen Rehrwerk des hochaufragenden Ufergebüschs an einer Krümmung des Flusses entschwand die Scheidende seinen Blicken.

Mit jubelndem Ausschrei warf er sein Roß herum und

jagte den Weg zurück, den er gekommen. Wirt hing ihm das Haar ins Gesicht. Er achtete nicht, daß die zurück-schnellenden Zweige sein Gesicht blutig schlugen, bemerkte nicht, wie ein vorstehender Ast ihm ein gut Teil seiner schwarzen Sammetjacke von der Schulter riß. Ja, er schien Freude an der Zerstörung seines äußeren Menschen zu finden. Zum Ueberflus riß er noch seinen Degen aus der Scheide und fuhr damit nach einem vorübergleitenden Zedernstamme; der Stahl klirrte und blieb zur Hälfte in dem harten Holze stecken. Mit übermüdigem Auslachen besah er den Rest der Waffe, den er am Faustriemen herabhängend ließ. Immer wieder stieß er dem leuchtenden Tiere den spitzen Sporn in die blutende Flanke. Wie ein Raubvogel schoß er hinaus in die Ebene, in die wogende Savanne.

Da sah er den stattlichen Zug der Contre-Guerrillas mit ihrem Chef an der Spitze heranrücken, schon so nahe dem Kloster, daß er fast gleichzeitig mit ihm dort eintreffen mußte. Wilder Triumph durchleuchtete sein erhitztes Antlitz. Er hatte dem Wolf die Beute entrißen. Er zügelte sein Roß, schon ist er mitten unter den Reitern, die in dicht gedrängten Haufen auf der Straße tummeln.

In Schweiß gebadet, mit fliegenden Weichen und zitternden Gliedern steht das arme, abgebehte Tier. Was kümmert es ihn! In der Hauptsache ist ihm sein Werk gelungen, jetzt gilt es, dem grausamen Alten gegenüberzutreten, sein eigenes Thun zu erklären — oder zu verbergen.

Nun, in seiner verwiderten, zerrissenen Ausersehung, die zerbrochene Waffe im Faustriemen hängend und sich nehmend, sah er wohl so aus, als hätte er sich mit einigen Dutzend Feinden wacker herumgeschlagen, ehe er sein Heil in der Flucht versuchte, so meinten wenigstens die Reiter, die ihn vom Pferde springen und in die Halle treten sahen. Mit der edlen Dreistigkeit, die ihm im Leben selten untreu wurde, fragte er nach dem Kommandeur. Man wies ihn in das Zimmer, das Lucinde zum Aufenthalt gebietet.

(Fortsetzung folgt.)

Verfallene Almhütte.

(Bild S. 545.)

Alljährlich, wenn der Frühling ins Land gezogen ist und sein Füllhorn ausgeschüttet hat über die Erde, wird von tausend glücklichen Sterblichen, Männlein und Fräulein, und je heißer die Sonne brennt, um so eifriger, die wichtige Frage erörtert: Wohin und diesmal flüchten vor dem Qualm und Staub der Städte, wohin soll's diesmal gehen in die Sommerfrische? Und wenn der junge Ehemann anfangs nur ein bitteresüßes Lächeln hat auf das Drängen der teuren Gattin, wenn all ihre Ueberredungskünste nichts fruchten wollen, — hat doch die Wintercampagne der Frau Gemahlin ein unheimlich tiefes Loch in seinen Geldbeutel gerissen — so wird jetzt der entscheidende Sturm gewagt auf die dreifach gepanzerte Brust des Geliebten; die Angebetete leidet auf einmal an ganz bedenklichen Schwächezufällen, fühlt sich plötzlich ganz schrecklich angegriffen und abgeplumpst in den Nerven, und wo wäre der Barbar, welcher da noch nein sagen könnte! Wohin sie gehen wird? Welche Frage! Eben dahin, wo die Wogen der Badehalson gerade am höchsten gehen, wo sie glänzen und sich bewundern lassen kann. Um sie braucht uns nicht bange zu werden.

Dem aber, der sich wirklich weghetzt vom Getriebe der Welt, möchte ich zurufen: Flieh ängstlich jeden Ort, den die Leide Gottes immer weiter um sich greifende Kultur beledet hat, und laß dich an einem ruhigen, verborgenen Plätzchen nieder, wo Leib und Seele gefunden und du dich selbst wieder finden und sammeln kannst, oder noch besser, wandere frisch und fröhlich mit dem Kanzen auf dem Rücken durch Wald und Feld, steig hinauf ins Gebirge, wo die Menschen noch natürlich und gesund sind und die Luft rein und würzig ist, wie nirgendwo sonst auf Erden.

Wen ergreift nicht im Innersten das stimmungsvolle Bild unehers Künstlers und wen zieht es bei seinem Anblick nicht mächtig dahin mit wunderbarem Sehnen?

Tiefer Ernst ist ausgegossen über dem Hochthal, alles atmet Ruhe und Erhabenheit. Links und rechts und im Hintergrund erheben sich gewaltige Felsenriesen, die in den Himmel zu wachsen scheinen, und waldreich liegen unten die beiden Hütten, deren eine der Sennin während des Sommers zur Wohnung dient. Die andere ist gefallen, sie hat dem letzten Unwetter nicht mehr widerstehen können. Auch die Tanne zur Linken ist mitten entzwei geborsten, der Blitz hat sie gespalten. Ja, dann zeigt sich die Alpenwelt erst in ihrer ganzen Großartigkeit und furchtbaren Schönheit, wenn die Elemente toben, wenn der Himmel seine Schleusen öffnet und der Donner von den Bergen widerhallt, wenn der Sturm über das Thal hindraust und sein hohes Lied singt von der Größe und Allmacht des Schöpfers. Doch darum keine Furcht, Wanderer, Glück auf, ins Gebirge!

Der Hofstaat des Papstes.

Alljährlich erscheint ein Hof- und Staatshandbuch des Vatikan, betitelt: «La gerarchia cattolica, la capella et la famiglia pontificia». Diesem Handbuch pro 1885 sind nachstehende Angaben entnommen. Die Bezeichnung «famiglia pontificia» meint den Hofstaat des Papstes. An der Spitze desselben befinden sich 4 Kardinäle, 4 Prälaten, 10 Geheimkämmerer, ein sogenannter «parroco» der Paläste, ein sogenannter Jeronimonmeister. Dazu kommen die Hausprälaten, das heißt Thronassistenten, Prototonare, die Beamten der Kammer, der Justiz, der Justiz, ferner 353 Titularhausprälaten, 409 Titulargeheimkämmerer, ferner 9 weltliche Geheimkämmerer, genannt «di spada el cappa», dazu 238 weltliche Ehrenkämmerer. Ihnen folgen dem Range nach 375 geistliche und 100 weltliche Ehrenkämmerer. Hierzu kommen 110 Kaplane mit Prälatenrang. Im ganzen gibt es nach jenem Hofkalender über 2000 Personen, welche päpstliche Titel mit Prälatenrang tragen und zum Hofstaat gehören.



Aus allen Gebieten.

Auf welche Art kann man aus säuerlichen Trauben Essig bereiten?

Die Trauben werden zunächst gekeltert, das heißt möglichst rein ausgepreßt und der daraus gewonnene Most in einer oder mehreren Reihen beziehungsweise Bütten mit den Rämmen einige Tage lang offen stehen gelassen; dann fällt man ihn in ein Faß und schaftt dieses in den Keller, wo es so lange liegen bleibt, bis die erste Gärung vorüber ist. Außer diesem hat man ein zweites Faß nötig, dessen obere Boden man herausnimmt, das Faß wird dann sorgfältig gereinigt, mit Essig ausgespült und dann aufrecht auf einen Dreifuß gestellt, wie man ja auch die großen Regenfässer aufstellt. Dann wird eine der Faßhäuben in der Nähe des unteren Faßbodens durchbohrt und mit einem hölzernen Abkloßhahn versehen. Hierauf wird das Faß zu reichlich drei Vierteln mit Hobelspänen von Buchenholz locker angefüllt und dann in dasselbe der obere Boden wieder eingesetzt, in welchen man vorher mit dem Nagelbohrer eine große Anzahl kleiner Löcher gebohrt hat. In jedes dieser zahlreichen Löcher steckt man ein Stück Bindfaden mit einem Knoten am oberen Ende, damit es nicht durchrutscht. Fugen und Ränder des durchlöchernten Bodens müssen dicht verlutet werden, damit der in Essig zu verwandelnde Weinmost genötigt wird, nur durch die Bohrlöcher zu sickern. Hierauf werden auf dem ganzen Umfang des Faßes unmittelbar unterhalb des durchlöchernten Bodens noch eine Anzahl kleiner Löcher in die Dauben gebohrt und das Faß mit einem aus Brettern roh zusammengesagelten Deckel bedeckt, welcher oben größer sein muß, als die offene Mündung des Faßes. Diesen einfachen Apparat stellt man in einen Raum, dessen Temperatur nicht unter 8 Grad Réaumur herab- und nicht über 32 Grad Réaumur hinaufgehen kann; am besten geht die Essigbildung vor sich bei einer Temperatur von 28—32 Grad Réaumur. Man mischt nun, je nach Größe des Faßes, 5—8 Liter vergorenen guten Traubenweines mit 1 1/2—2 Liter gutem Essig und gießt diese Mischung nach und nach in kleinen Portionen auf den durchbohrten Faßboden; sie wird, tropfenweise durch die kleinen Öffnungen hindurch und an den Bindfäden entlang sickernd, schließlich auf die Hobelspäne fallen und wenn diese gesättigt sind, sich auf dem Boden des Faßes ansammeln und durch den geöffneten Hahn das Faß verlassen. Sind auf diese Weise die buchernen Späne angesäuert, so hat man nichts mehr zu thun, als dafür zu sorgen, daß ein langsamer, ununterbrochener Zufluß von frischem Weinmost auf den durchbohrten Boden gelangt. Um dies zu erreichen, wird ein mit einem hölzernen Hahn versehenes kleines Fäßchen, welches den in Essig zu verwandelnden Most enthält, wogerecht über dem Gärgefäße so angebracht, daß der aus dem Hahn sickernde Most durch ein Loch in den hölzernen Deckel gerade mitten auf den durchbohrten Boden fällt und daß der Zufluß genau in der Weise geregelt wird, wie der Abfluß durch die Öffnungen des Faßbodens stattfindet. Je gleichbleibender und je näher die Temperatur an die oben angegebenen 28—32 Grad Réaumur gehalten wird und je langsamer der Zu- und Abfluß des Mostes stattfindet, desto besser wird sich dessen Umwandlung in Essig vollziehen; je zuckerhaltiger der Most war, desto stärker wird auch der davon gewonnene Essig, welcher einen Gehalt von 10 Prozent Essigsäure nicht zu überschreiten braucht. Zur Erzeugung des Essigfermentes (Essigmutter), eines Pilzes, bedient man bei dem oben angegebenen Verfahren die angesäuerten Buchenspäne, in welchen die den Pilz nährenden stickstoffhaltigen organischen Stoffe enthalten sind; er bewirkt durch Abgabe von Sauerstoff, welcher der reichlich zufließenden Luft entnommen wird, die Umwandlung des durch die Gärung erzeugten Alkohols in Essigsäure und dieser verdankt man den angenehmen pikanten Geschmack aller Essigsorten. Die Keime des Pilzes sind im Essig enthalten gewesen und deshalb ist man genötigt, beim Beginn des Verfahrens sich des Essigs zu bedienen.

Entfernung von Fettflecken aus Papier.

Gebrannte Magnesia mischt man mit so viel reinem Benzol, bis eine Masse entsteht, welche nach einiger Zeit krümelig wird. Will man nun einen Fettfleck aus Papier entfernen, so reibt man mit ein wenig dieser Masse den betreffenden Fleck befeuchtet mit dem Finger ein und klopft die kleinen Magnesiakümelchen dann ab. Frische Flecke verschwinden gewöhnlich sofort, veraltete nach zwei- und dreimaliger Anwendung. Ein Hauptvortheil dieser von Hirtzel eingeführten Benzolmagnesia ist der, daß fast die feinsten Papiere nicht davon angegriffen werden und selbst die gedruckten Buchstaben nicht darunter leiden, höchstens ein wenig lichter werden. Das Präparat kann in Glasbüchsen mit luftdicht eingeriebenen Glasstopfen aufbewahrt werden.

Der Ginster als Vertilgungsmittel gegen die Reblaus.

Ein wirksames Mittel gegen die Reblaus will man neuerdings in Frankreich in dem Ginster (Ulex) entdeckt haben. Der Wein-gärtendiger Firmin Comte in Aubenas (Ardèche) veröffentlichte vor kurzem seine in dieser Richtung gemachten Erfahrungen. Obwohl er, wie er ausdrücklich bemerkt, diese Versuche bis jetzt noch nicht im großen, sondern nur an einzelnen, ihm besonders wertvollen Reben, einem ausgezeichneten Muscat d'Alexandrie und einem ebenso schönen Vauve, angestellt hat, wollte er doch nicht mit der Veröffentlichung länger zögern, um seine Kollegen zu veranlassen, mit diesem so billigen Mittel ebenfalls Versuche anzustellen und die Resultate derselben alsbald zu veröffentlichen. Die beiden dicht an der Grenze seines Versuchsfeldes für amerikanische Reben stehenden Stöcke hatten bis 1881 während eines Zeitraumes

von zwölf Jahren unausgesetzt außerordentlich viele und prächtige Trauben geliefert. Im Jahre 1882 wurde die Anwesenheit der Reblaus konstatiert und ebenso die Folgen derselben, indem die früher üppige Vegetation sich außerordentlich verminderte, die Blätter gelb wurden und endlich die Triebe kaum die Länge von 25 bis 30 Centimeter erreichten, während die benachbarten, ebenfalls durch die Reblaus angegriffenen amerikanischen Reben keinerlei Veränderungen zeigten. Nachdem er schon verschiedene vegetabilische Stoffe ohne Erfolg als Insektiziden angewendet hatte, habe er es auch mit dem Ginster versucht, welcher auf den benachbarten Bergen in Massen gefunden wurde. Von einer Mischung von 6 Kilogramm Ginster mit 100 Liter Wasser, welche er, je nach der Verschiedenheit der Temperatur, drei bis acht Tage der Gärung überlassen hatte, wurden im April vier bis fünf Liter rings um die erkrankten Stöcke gegossen und dieses Begießen im Jahre dreimal vorgenommen. Schon im ersten Jahre erholten sich die Stöcke ganz merklich, und erreichten die Triebe eine Länge von 3 Meter. Infolge der Fortleitung der Kur hat sich eine außerordentlich üppige Vegetation eingestellt, und in ebenso außer-gewöhnlicher Anzahl und Ueppigkeit zeigt sich der Anseh der Trauben, die den Versuch als vollständig gelungen betrachten läßt. Ebenso glaubt er einen gleich günstigen Einfluß auf die, wenn auch bis jetzt ohne ersichtlichen Nachteil, immerhin aber möglicherweise die Nachbarschaft bedrohenden amerikanischen Reben nicht bezweifeln zu dürfen. Wenn wir uns auch, schreibt man der „R. Fr. Pr.“, über die Anwendbarkeit im großen und über den nachhaltigen Erfolg des Ginsters ein Urtheil nicht erlauben, möchten wir es doch nicht unterlassen, auf diesen Versuch aufmerksam zu machen, um dadurch vielleicht weitere Versuche in Gegenden, wo man sich leicht den Ginster verschaffen kann, zu veranlassen.



humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

H. G. Lucy, der neue Chefredakteur der „Daily News“, ist als ganz brillanter Referent und Leit- arbeiter bekannt, dessen Energie oft das Unmögliche möglich machte. Lucy hat ein so fabelhaftes Gedächtnis, daß er niemals eine Rede oder Debatte niederschrieb, er hörte zu und gab sie fast wortgetreu wieder. Es war bei Gelegenheit eines Meeting zu Gunsten Gladstones, wo Lucy, in einer Menschenmenge fest eingekleidet, hundertlang einen Lobredner nach dem andern anhörte. Dies Meeting schien endlos zu sein und es war eine absolute Unmöglichkeit, sich vom Platz zu rühren; die Menschenmenge stand wie ein steinerner Wall. Plötzlich in die Kunstpause eines Gladstone-Enthusiasten drang Lucys scharfe und höfliche Frage: „Und was hat Gladstone im Jahre 1866 gethan?“ „Ruhel! Stille! Werft ihn hinaus!“ klang es von hundert Lippen. Der Tumult legte sich, der Redner fuhr fort, wurde aber sogleich noch einmal durch Lucys boshafte Frage unterbrochen: „Ja, alles sehr schön — aber was hat Gladstone 1866 gethan?“ „Raus, raus!“ brüllte die wütende Menge, hundert Arme griffen nach dem Ruhedörner, der Wall von Leibern öffnete sich — in fünf Minuten befand sich Lucy an der freien Luft. Ein tiefer Atemzug — da berührte ihn plötzlich ein Herr am Arm, der, am Ausgang des Saales stehend, ihn beim Passiren erkannt hatte: „Aber bitte, Mr. Lucy, was hat Gladstone denn 1866 gethan?“ Lucy lachte verstockt: „Hol mich der Böse, wenn ich weiß, ob er überhaupt 1866 irgend etwas gethan hat, — aber sehen Sie, ich konnte unmöglich länger bleiben, mein Artikel muß geschrieben werden — gutwillig lieh man mich nicht hinaus, ich habe mich einfach hinauswerfen lassen.“

Die Taschentücher stammen aus Italien und waren schon zur Zeit der Hohenstaufen in Gebrauch, denn Friedrich der Zweite befahl seinem Intendanten in Sizilien, den Rägden und Kindern zwei Fazzoli aus Linnen zu geben, also leinene Taschentücher. Bis zum sechzehnten Jahrhundert hielt sich in Deutschland die Bezeichnung Fazzeln, Fazzelstein, ja in einigen Gegenden Oberbayerns und Oesterreichs hat sich dieselbe bis heute erhalten. Daß der Gebrauch der Schnupftücher nicht allgemein war, beweist Erasmus von Rotterdam: „Anleitung zur Wohl- anständigkeit“. Dieselbe ist in Fragen geteilt und die zehnte lautet: „Wie soll die Nase mit ihrem Zubehör gehalten werden?“ „Reinlich, nie wie ein unjauber Geshirr.“ Erste Frage: „Ist es auch höflich, mit dem parret oder schauben die Nasen zu schnupfen?“ Antwort: „Nein; denn solches gehöret sich zu thun mit einem Facettlein. So aber leute vorhanden, soll sich der Knabe sein um- sehren.“

Im sechzehnten Jahrhundert kommt das Wort Schnaubtuch auf, aus dem sich Schnupstuch entwickelte.

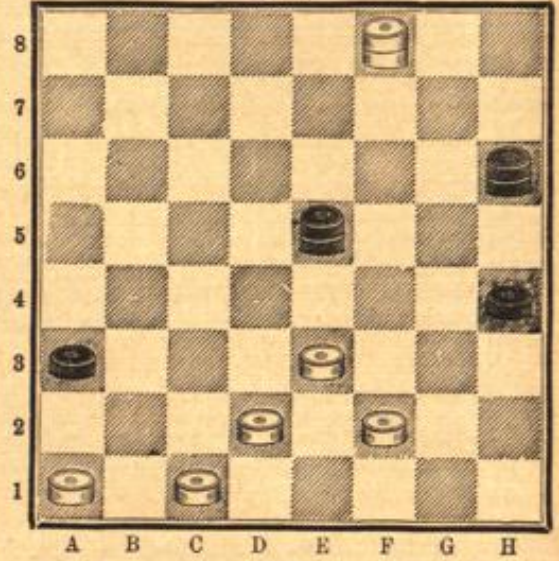
Auflösung der DameSpiel-Aufgabe Nr. 11, Seite 503:

Weiß.	Schwarz.
1) G3 - F4	1) E5 - E1 D.
2) D4 - A5	2) F6 - B6.
3) B4 - A5	3) D. E1 - B4.
4) A5 - C7	4) B8 - D6.
5) A3 - E7 gewinnt.	

DameSpiel.

Aufgabe Nr. 12.

Schwarz.



Weiß zieht und gewinnt.

Rätselsprung.

geß	mel	da	fel				
lhr	we	wind	ge	und	er	lip	voll
der	mur	ew	es	fern	zwei	mit	fragt
gen	es	es	het	mann	fer	pen	die
trü	die	ling	nen	wohnt	nicht	die	nen
wo	mur	hin	wol	ein	ben	meer	got
ben	ten	jüng	meln	tor	li	doet	fen
blin	hen	die	er	o	steht	auf	den
ter	geht	es	mü	ro	ban	den	de
wo	ten	häu	tur	tet	men	glt	und
wo	in	rü	die	den	hie	hen	schm
ber	sel	ar	gleich	schwi	der	so	in
der	men	ur	mench	fer	gil	qual	le
rät	schon	ne	me	voll	wo	ba	tig
tom	an	de	ni	ist	tou	ter	pe
man	te	er	send	häu	ret	her	und

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. Weber in Brunn. Das verhält sich allerdings so — nur nicht in allen Fällen.
 Frau G. v. S. in Barmen. Wir glauben nicht, daß der geringe Schwefelgehalt der Luft, der so nur minimal sein kann, diese Einwirkung auf die Farbe ausgeübt hat. Das wird wohl die Wirkung des starken Sonnenlichts sein, dem der feuchte Stoff so lange ausgesetzt gewesen.
 Abonnent in Mannheim. Der Autor wohnt in Berlin.
 Frä. Emilie Günther in Kassel. Napoleon I. und II.
 Hr. J. Hansel in Liverpool. Chopin war ein Pole, kein Franzose, und seine Musik ist echt polnisch national. Sie halten ihn dafür, wahrscheinlich des französischen Namens wegen.
 W. R. 100. Nehmen Sie reines Filtrirpapier, kaufen Sie es aber in der Apotheke für diesen Zweck, wo so viel davon abhängt.
 Hr. W. Wilhelm in Berlin. Lassen Sie sich ein Verzeichnis der Reichlichen Universitätsbibliothek (Leipzig) geben.
 Besorgte Mutter in Lemberg. Das Rauchen in dem jugendlichen Alter ist ohne Zweifel ungeeignet.
 Hr. J. Judlin in Luzern. Wir bitten um Einfindung zum Zwecke der Prüfung.
 Hr. A. S. in P. Das finden Sie ausführlich im Jahrgang 1881 unseres Journals. Wenn Sie denselben noch nicht besitzen, so können Sie ihn auf sehr wohlfeile Weise nachbezichen, denn er ist jetzt im Preise für unsere Abonnenten ermäßigt und kostet drohrt nur noch 3 Mark.
 Hr. J. Faber in Köln. Lassen Sie in verbreiteten Zeitschriften inseriren, das scheint uns der einzig praktische Weg.
 Abonnent in Bina. Lobrichon ist ein französischer Maler (Kinder).

Dr. W. Vieh in Breslau. In Gdlich jedenfalls.
 F. J. in Steitin. Eine gute Uebersetzung von Molieres Lust-
 spielen gibt es von A. Baum (Leipzig, Friedrich).
 Abonnent in Köslin. Versuchen Sie es mit Gänsefedern.
 Dr. Maximilian Broch in Petersburg. Nehmen Sie sich
 in acht. Jede verartige Manipulation mit Quecksilber ist bedenklich.
 Schon die Verdunklung des flüssigen Metalls kann Schaden bringen.
 Frl. Emilie S. in Bremen. Die Endung „low“ deutet auf
 russische Abstammung. Mehr können wir auch nicht wissen. Die Namen-
 gebung erfolgte zu jener Zeit ganz zufällig.

Wichtige Vögelungen von Hebus, Kästern, Charoden etc. sind uns zu-
 gegangen von: Frl. Kathilde Spieh, Zürich; Rosine Wihlidal,
 Prag; Bertha Seebach, Rodlau; Hulda Fr., Bremen;
 Henriette Zuber, Luzern; Emma Gangle, Ulm; Mina Rehl,
 Ravensburg; Marie Entsch, Basel; Julie Odeter, Karls-
 ruhe; Nina Waller, Wien; J. Trost, Berlin; Fanny Ruh,
 Augsburg; Emilie Sarre, Berlin; Gertha Köhler, Kassel;
 Louise Graube, Chicago; Frau Regina Willmann, Prag;
 Rosine Wiedbacher, Bamberg; Dr. J. Kold, Ulm; W. Kraus,
 Potsdam; A. Gerber, Bayreuth; A. Sierren, Berlin;
 F. Tobias, Rostock; J. Paulsen, Kiel; W. Holt, Bemberg;
 G. Tren, Hamburg; J. Basse, Mailand; T. Sorriker, Solo-
 thurn; P. Kröger, Nürnberg; J. D. Sabron, New-York.

Anfragen.

36) Gibt es ein Mittel, um durch andauernde Feuchtigkeit matt ge-
 wordenes **Holz** wieder zu fränken?

Redaktion: Otto Pajsch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
 Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Mine von St. Carlott. Roman nach dem Englischen von
 W. Hanna. Fortsetzung. — Florentinerin. — Die Bogabunden in den Ver-
 einigten Staaten, von Dr. Max Vorhies in New-York. — Ueber die Verwen-
 dung des Pflanzens zur Herstellung berauschender Getränke. — Die weiche
 Ranz. Humoreske von Felix Vika. Schluß. — Merkwürdige Wanderungen von
 Sorbischen. — Don Pedro Brausefahrt. Erzählung von Max Vog. Fortsetzung.
 — Juni Gedicht von Fr. von Seidl. — Verlassene Almhütte. — Der Postpat
 des Papstes. — Aus allen Gebieten. — Humoristische Blätter. — Dampfspiel.
 — Kuchelzwang. — Kleine Korrespondenz.
Illustrationen: Die Mine von St. Carlott. — Wollen Sie jetzt nicht gehen?
 Bittel? — Jagt Madeline Lehr. — Am Ihre willien. — Florentinerin, von Eduard
 Nigta. — Aus: „Wandere durchs Rappe“ 1885. (Verlag der Verlagsanstalt
 für Kunst und Wissenschaft in München.) — Verlassene Almhütte, Original-
 zeichnung von K. Heilmann. — Juni Zeichnung von G. Giacomelli. — Andere
 Kleinere Zeichnungen von Adrien Marie.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und
Musikalienhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Sammlung beliebter Kinderlieder

in leichtem Klavierstich bearbeitet und
der Klavierspielenden Jugend gewidmet

von
G. Eichler.

In vier Abteilungen.

Preis jeder Abteilung gebestet 75 Pfennig.

Diese Kinderlieder enthalten die schönsten und reinsten Weisen,
die, weil sie und herzlich sind, jedenfalls einen veredelnden
Einfluß auf die Gemüter der Jugend ausüben. Für den Wert
und die Beliebtheit der Sammlung sprechen die rasch aufeinander
folgenden Auflagen.

Für Geistliche, Schulmänner, Schul- und Seminar-Bibliotheken!

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig** von

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, zwei Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und
einem Plan von Jerusalem.

eine der bis jetzt erschienenen Lieferungen zur Hand zu nehmen Gelegenheit hatte, wird sich wundern, wie viel heutzutage eine deutsche Buchhandlung um 50 Pf. zu leisten vermag.
 Der Unterschied dieser von der teureren Ausgabe besteht allein in der geringeren Zahl der Stahlstiche. Der Text, die gelehrten Anmerkungen, die äusserst zahlreichen und zum vor-
 züglichsten in ihrem Gebiete gehörigen Holzschnitt-Illustrationen sind, wenigstens in diesen 10 Lieferungen, soweit wir verfolgen konnten, genau gleich dem entsprechenden Teile des
 früheren Werkes — gleich ansprechend, gleich gediegen, gleich prachtwoll. Man darf von der Verlagshandlung erwarten, dass sie das im Prospekt gegebene Versprechen durch alle 84 Liefe-
 rungen hindurch halten und so ein dem ersten Werke ebenbürtiges und der Namen Ebers und Guthe würdiges Haus- und Familienbuch dem deutschen Volke schenken werde. Besonders
 für Pfarr- und Lehrerschüler, Pfarr- und Schulbibliotheken, aber auch für die Familie überhaupt gibt es nicht leicht ein belehrenderes und im schönsten Sinne erheben-
 deres Werk als dieses in wahrhaft grossem Stile gehaltene, in edelster Form geschriebene, grossartig illustrierte Palästina-Werk. Deutschland hat bisher kein Werk dieser Art über das
 heilige Land besessen; dass es jetzt durch die billige Neuausgabe zum Gemeingut der Nation gemacht wird, muss der Verlagshandlung von allen Freunden reiner, wahrhaft erbauender
 Kunst gedankt werden. Wer die heiligen Stätten der Christenheit und des Volkes Israel lieb gewonnen hat, wer von den rauschenden Fluten des Jordan und den schimmernden Gipfeln
 des Libanon, wer von den Steppen des heiligen Sinai und von den Auen am Karmel, wer von der heiligen Stadt und dem toten Meer, von Gethsemane und dem Oelberg, von Bethlehem
 und Nazaret sich ein Bild zu machen bemüht ist — dem empfehlen wir das gediegene Werk aufs wärmste.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese **neue wohlfeile Ausgabe** entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung
zur Einsicht ins Haus senden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Methoden des vereinfachten Sachverständigen III

Bitte zu ver- Vorlangen
langen Sie

Prospecte und Proben- Correspondenz Proben-
briefe Briefe Controll-Arbeiten Lection
für

Gratis Buchführung für
Scha-
für Jede Schrift wird schreib-
brief-liche schen

Ausbildung gratiu.

zum tüchtigen Geschäftsmann.

Adresse bitte genau:
Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut
„Postfach“ in Wien.

„Monopol-Seide“ — ganz gefodt — auf Lyoner
Stühlen gewoben — neuester, schwarzester, sammetweicher Seidenstoff für Roben
 und Konfektion. — G. Hennebergs Monopol-Seide vereinigt in sich die denkbar solideste
 Färbung und das edelste flüssige Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen besten Systems
 — mit einem Worte: ich gebe damit das Beste, was die heutige Seiden-Industrie mit allen
 Erzeugnissen der Technik zu tun imstande ist.

Nur echt, wenn auf der Kante eines jeden metze eingedruckt ist:
G. HENNEBERGS „MONOPOL“

Ich offeriere vorläufig folgende Qualitäten:

Qual. 1 — 52 c/m. br.	Qual. 2 — 54 c/m. br.	Qual. 3 — 56 c/m. br.
RT. 4.90 od. R. 3.25 d. W.	RT. 5.90 od. R. 3.85 d. W.	RT. 6.90 od. R. 4.45 d. W.
Qual. 4 — 58 c/m. br.	Qual. 5 — 60 c/m. br.	Qual. 6 — 62 c/m. br.
RT. 7.70 od. R. 5.10 d. W.	RT. 8.65 od. R. 5.70 d. W.	RT. 10.25 od. R. 6.75 d. W.

pr. metre porto- und postfrei ins Haus geliefert ohne irgendwelche Nachzahlung. Muster gern zu
 Diensten. — Roben- und färbeweise nur direkt zu beziehen von G. Hennebergs Seidenstoff-
 Fabrik-Depot (Königl. u. k. k. Hoflieferant) in Zürich. 1214



Cäsar und Minka,
 notorisch bekannt gebliebene europäische
 Dumbgeschwister, prämiert mit goldenen u.
 silbernen Staats- u. Vereinsmedaillen

Zahna, Provinz Sachsen,
 offeriert **Agas, Agas- und Salou-
 händchen, beagl. Bach- und Schuch-
 hunde** jeden Genres, vom größten
 Berghund und kleiner Dogge bis zum
 kleinsten Salouhändchen. Weiser perman-
 ente Verkaufsanstalt vom 15. Mai c.
 ab. in Wittenberg, in unmittelbarer Nähe
 bei Bahnhof Wittenberg a. Elbe (Halte-
 punkt sämtlicher Bahnhöfe) von 10 bis
 über 100 Hunde der versch. Rassen ver-
 treten sind. — Preisliste in deutscher
 u. französischer Sprache gratis.

Harzkäse echt, pikant. Postfr. 2/4, Pfd.
20 Pf. 3.00 inkl. frco. geg. Nach-
nahme. **Herrn. Kallies jun., Harzburg.**

Nur echt mit dieser Schutzmarke.
 Professor Dr. Lieber's
Nerven-Kraft-Elixir



zur dauernden, radikalen und sicheren Heilung
 aller, selbst der hartnäckigsten Nerven-
 leiden. Tausende Heilungen von Bleichsucht,
 langzeitgefühlen, Kopfschmerzen, Migräne, Herz-
 klopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden
 etc.

Alle Körper bejagt das jeder Flöche
 beiliegende Giftul. Preis 1/2 Fl. Mk. 5.—,
 ganze Fl. Mk. 9.—, gegen Einbindung
 oder Rücknahme.

Haupt-Depot: **M. Schulz,**
 Hannover, Schillerstr. Depots:
 Oirsch-Apothek, Stuttgart. Bönen- u. Au-
 garten-Apothek, Wänden. Engel-Apothek,
 Würzburg. St. Anna-Apothek, Augsburg.
 Jentral-Apothek, Reg. Reichen-Apothek,
 Straßburg i. El. Einhorn-Apothek, Köln.
 Gledengasse. Pharmacie internationale
 Hamburg, Neuerwall 25. Bönen-Apothek,
 Halle a. S. Albert-Apothek, Leipzig. Adler-
 Apothek, Dresden, Ring 39. Kote Apo-
 thek, Wien. Apothek i. golden. Aker,
 Grabow-Str. in. Alle Feld-Apothek, Wien.
 Straßkapl. Apothek P. Hartmann,
 Steinhorn (Schw.). Ferner zu beziehen
 durch: Dr. Viktor Radl, Frankfurt a. M.,
 Opernpl. 6. F. Dahms, Berlin. Kom-
 mandantenstr. 8. Albert Neumann, Danzig.
 Otto Rohde, Königsberg i. P. Sophien-
 Straße 44. 902

BAD WILDUNGEN.
 Gegen Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Rheumatis-
 mus, Gicht, Syphilis u. sind seit Jahrhunderten als spezifische Mittel bekannt: **Georg Victor-Cuella**
 und **Georg Victor-Cuella**. Wähler beziehen sie in stets frischer Füllung per Post. — Anfragen
 über das Bad, Beschreibungen von Wohnungen im Badegasthaus und Europäischen
 Gaste etc. erliegt: Die Inspektion der Wildunger Mineral- u. Aktiengesellschaft.

J. Kleinsorge,
 Brilon, Westf.
 Fabrikation: **Alle Sorten Pfeifen und
 Bismarck-Cigaretten.**

Als lange Jahre empfehle ich die wohl-
 bekannte und weitverbreitete Briloner-Pfeife,
 Hauptstück seiner Darstellung des Fürsten
 v. Bismarck.

6 Stück per Post- und portofrei für
 11 Mk. 75 Pf. Nach werden Einzelstücke
 abgegeben und Richtungeninsgesamts juräde-
 genommen. 1215



Die Rodenwelt.
 Illustrierte Zeitung
 für Toilette und
 Handarbeiten. Mo-
 natlich zwei Num-
 mern. Preis viertel-
 jährlich 30. 1.25 —
 75 Pf. Jährlich
 erscheinen:
 24 Nummern mit Toi-
 letten und Hand-
 arbeiten, enthaltend
 gegen 2000 Abbil-
 dungen mit Beschrei-
 bungen, welche das
 ganze Gebiet der
 Garderobe und Kreidstoffe für Damen, Mäd-
 chen und Knaben, wie für das jährl. Kinder-
 alter umfassen, ebenso die Zeichnungen für
 Herren und die Welt- und Tischwäsche etc.,
 wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Um-
 fange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmähern für
 alle Gegenstände der Garderobe und etwa
 400 Weber-Bezeichnungen für Weiß- und
 Wollstoffe, Namens-Listern etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei
 allen Buchhandlungen und Postämtern. —
 Probe-Nummern gratis und franco durch die
 Expedition, Berlin W., Postdamer Str. 38;
 Wien I, Cerningasse 2. 1008

12 Beil. **Bilder** 60 Pf. Katalog gratis.
 Pariser Photographien, Probe-
 50 Pf. Karten. Literatur-Vercan, Panon. I.

Echte amerikanische wasserdichte Patent-Wäsche



(beste Marke) zum Selbstreinsigen.
 Illustrierte Preislisten für Private und
 Wiederverkäufer gratis und franco.
Alexander Brunnell,
 Köln und Berlin. 1167

C. L. Flemming
 Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
 empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Er-
 wachsenen m. abgrad. Eisenachs.



gut be- schlag.
 65 50 100 Ko. Tragfähig.
 — 12, — 15, — M. pr. St. blau lackirt.



Fabrik für Kinder, Büsten-
 stühle und Holzwaren.



Franko nach allen Stat. Deutschland u. Österreich.
 Ziegenbockwagen, Kleiderbügel, Militär-
 putzstöcke und Knopfgabeln. 1153

Establiert **Julius Gertig** 1843.
 etabliert **Ferdinand Gertig** 1883.
Fonds- und Lotterie-Geschäfte,
 auch Bade-Anstalt, Hamburg.
 Referenz die Borse seit 1843.
 Devise: „Und wiederum hat man bei
 Gertigs Glück!“ — Prospekt an Kunden
 gratis und franco. Gewinnzahlung a
 bar, nicht in Loose! — Keine Börsen-
 speculation. Gewinnresultate 1885 beilä-
 glich! — Correspondenz: Englisch, Fran-
 zösisch, Dänisch, Schwedisch. 1074

Für Damen
 Verbesserte Hygiena- (Holzwolle-) Binden,
 zweifachverwendbar und billige Auffangehüsen,
 vor Nachahmung geschützt. Erstlich und in Fach-
 versuchen sehr empfohlen. In Qual. A. 1. 80.
 In Qual. A. 1. 20 pro Dtzd. Gehört dazu 60 Pf.
 Emil Schäfer, Verbandstofffabrik, Chemnitz.

Wilde Heiratvorwürfe erhalten
 Sie sofort im verhöflichen Cou-
 vert durch. Porto 20 Pf. Ge-
 neral-Anzeiger, Berlin SW. 61. F. Damen frei.

Stottern! 1109
 wird brüchlich gebollt. Anfr. m. Ret.-Marke an
Arthur Heimerdingor, Strassburg i. E.

Trunksucht
 helfe ich durch mein vorzügliches Mittel und
 liefere auf Verlangen umsonst gerichtliche Zeugnisse.
Reinhold Betsch, Fabrikant in Dresden 10. 1143

Epilepsie (Fallsucht).
 Krampfleiden erhalten
 gratis Anweisung zur radikalen Heilung
 durch Dr. phil. Quante, Fabrik-
 betrieber in Warendorf (Westfalen).
 Referenzen in allen Ländern.

Klinik zur gründlich. Heilung v.
 Haut-, Unterleibskrankh.,
 Schwäche, Krampferkrankh.,
 Rheumatismus etc. Dir. Dr. Rosenfeld, Berlin,
 Zimmerstr. 65. Auch briefl. Prospekt gratis.

Galvanische Niederschläge
 von den in anderen Journalen „Ueber Sand und
 Meer“ und „Illustrirte Welt“ erschienenen Illu-
 strationen werden fortwährend zum Preise von
 10 Pf. pr. Quadrat-Zentimeter abgegeben.
 Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**